Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". **7. Jahrgang des „Protestant".**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 49.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **5. Dezember 1903** **Bremen.**

Inhalt: Advent. Von R. Emde. — Das Suchen der Zeit. Von W. Claissen. — Naturwissenschaft und Protestantismus. IV. Von Prof. Dr. W. Grosse. — Genuines Evangelium. Von G. Freybe. — Der deutsche evangelische Kirchenausschuß. — Vom Büchertisch.
Feuilleton: Eine Hundertjährige. I.

An unsere Leser und Leserinnen! Heute erhalten unsere Leser und Leserinnen zum erstenmal die Beilage, die von nun an das „Protestantenblatt" regelmäßig begleiten wird. Für die Aufgabe der zahlreichen Adressen danken wir herzlich und bitten um die fernere eifrige Mithilfe unserer Leser zur Verbreitung des Blattes. Redaktion und Verlag.

Advent.

Wie treten sie mir wieder so lebendig vor die Seele, die Adventsabende meiner Kindheit. Der Lampe Schein erhellt gerade nur den Umkreis des Tisches; die Ecken des Zimmers aber bleiben in jenem trauten Halbdunkel liegen, darin Phantasie und Gemüt so besonders gut ihre goldenen Fäden spinnen können. Und sie spannen aus den Worten der Mutter oder der älteren Schwester die lichten Gebilde von „Dornröschen" und „Aschenbrödel" und „Schneewittchen". Wenn aber die Adventspredigt in der Kinderstube ihren Höhepunkt erreichte, sahen wir „das lieblichste Kind aller Kinder", das Christkind selbst aus dem goldenen Himmelstor zur Erde niederschweben; vor ihm verblaßten auch die Märchengestalten. Es mag ja sonderbar klingen, aber als ich später Goethes Worte las: „Und unter tausend heißen Tränen — Fühlt' ich mir eine Welt entstehn", da mußte ich zuerst an diese Adventsabende der Kindheit denken. Eine Welt, die noch nicht war, und die wir doch schauten mit den Augen der Sehnsucht, und die wir belebten mit dem Odem der kindlichen Phantasie.

Als ich ein Mann ward, da tat ich allerdings manches ab, was kindisch war, diese Adventsstimmung *nicht*. Und was an mir liegt, will ich sie auch nicht abtun, einst unter weißem Haar. Dieses ahnende Seelenschauen dessen, was noch kommen soll, dieses „phantastische" goldene Bauen in die Zukunft hinein, dieser heilige Zukunftshunger, — ohne das ist doch das Leben kahl und kalt wie ein nebliger Novembertag. *Müssen* wir nicht alle etwas in die Ferne, in die Zukunft spinnen mit unserem Herzen, wenn uns des Alltags Last und eintönige Folge erträglich bleiben soll? Das Gebot der Ethik in allen Ehren: bleib bei dem Nächstliegenden, bleib bei der Pflicht, bei der Arbeit des Tages, die getan sein will und der sehnsuchtsvolles Träumen so leicht schaden kann, — gleich hinter des Tages Arbeit beginnt schon wieder der geheimnisvolle Wald unseres Hoffens und Sehnens und rauscht und raunt uns zu: komm und erfrische dein Herz in meinem Licht und Schatten.

Müssen die Menschen nicht immer wieder das Lied der Sehnsucht lernen, das heilige Adventslied, wenn sie wachsen wollen und vorwärtskommen? Die Gegenwartssatten haben noch nie mitgeholfen, daß es besser werde in der Welt. Immer sind es Propheten gewesen, die ahnend schauten, was sich gestalten wollte und sollte, die mit feurigen Zungen davon redeten und den lebendigen Funken warfen in andere Seelen. Was uns wirklich emporzieht, das wird immer wieder aus der stillen, tiefen Sehnsucht der Menschenbrust geboren. Wahrlich, wir wollen sie uns nicht ersticken lassen durch die Kinder des Geldes und Genusses, die uns Träumer und Schwärmer schelten. Sie sagen, wir trieben törigte Verarmung; weil wir die Hände ausstreckten nach dem, was wir noch nicht hätten, ließen wir aus den Händen fahren, was wir haben könnten. Nein, wir sind viel reicher als sie. Was Gegenwart und Vergangenheit wirklich Großes und Gutes hat, das umfassen wir mit empfänglichem und dankbarem Sinn. Daneben aber tun wir noch, was sie nicht tun, „wir baden unverdrossen die ird'sche Brust im Morgenrot", in unseren Feierstunden wandeln wir im helleren Zukunftslicht.

Trotz der wohlberechtigten wirtschaftlichen Bewegung, die viel Interesse für sich in Anspruch nimmt, und trotz des unberechtigten geistesstumpfen Philistertums, die Zahl der Suchenden wird immer größer in unserem Geschlecht, der Sehnsuchtsmenschen, der Adventsleute. Augen genug, aus denen der Hunger nach freierer, wahrerer, tieferer Religiosität redet. Ihr altes *kirchliches* Gewand ist zu eng geworden und reißt an allen Ecken. Der römische Schlaftrunk hat auch die längste Zeit seine Wirkung geübt. „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren." Wir wollen *unseres* Glaubens leben. Wir wollen im eigenen frohen Himmelsfluge Gott suchen und finden. Das gehört sicher mit zu den Adventsklängen unseres Geschlechts. Und mir ist's wieder wie ehemals als Kind, wenn ich hinter der geschlossenen Tür des Weihnachtszimmers still geschäftige Hände hörte und ahnend mich des Festes freute, das sie bereiteten. So ist mir jetzt, als ob ich bereits hinter den geschlossenen Pforten der Zukunft Gottes Allmachtshände neue Wunder religiösen Lebens bereiten hörte. „Man weiß nicht, was noch werden mag." Unsere Hoffnung sagt: Die Herrlichkeit des Herrn geht neu auf über uns und Christi Kraft wird stark werden in uns. R. Emde.

Das Suchen der Zeit.

Eine Antwort und ein Bekenntnis.

Heute hält die theosophische Gesellschaft eine Versammlung, nächste Woche haben die Handlungsgehilfen einen Vortrag über das Leben Jesu, mein junger Nachbar gegenüber studiert ab-

wechselnd spiritistische und religiöse Bücher, der Protestantenverein rüstet seine Wintervorträge, und die Altkirchlichen legen ihre Gegenminen. In religiösen Vorträgen treffen sich Leute, die sich da nicht zu finden glaubten, und jeder denkt vom andern: Also du bist auch so einer, das hätte ich gar nicht gedacht.

Ja, es gährt wie vor einem großen Kampf, überall stehen die Leute zusammen und fragen: „Was gibt es neues?" „Ist die alte Bibelburg wirklich zerstört?" Alte Erfahrene prophezeien Krieg. Man rüstet sich, sieht alte halbvergessene Waffen an. Aber wann bricht es los? Wie lange noch dies Warten und Zögern? Der Augenblick soll noch kommen. Der richtige Feldherr und Führer muß erst da sein.

Das Suchen der Zeit — ja, noch suchen die Leute, sehen in die Ferne und raunen miteinander. Immer mehr Schriften tauchen auf, die das Erwachen der Zeit beweisen. Schon lange sind Müllers und Lhotzkys grüne Hefte bekannt, Paul Waetzels Verlag in Freiburg bringt „Neue Pfade zum alten Gott" und erscheint mit einem ersten Heft „Lebensfragen". Da sehen wir von Rich. Funkes Feder die feinsten psychologischen Fragen der Religion, in denen wir Theologen erst vor wenig Jahren uns Klarheit erarbeiteten, bereits für die Laienwelt behandelt. Langewiesche in Düsseldorf tritt mit einem reizend ausgestatteten Büchlein auf den Plan. Da reden eine Reihe ausgezeichneter Männer von dem „Suchen der Zeit", Bonus, Daab, Weinel, Niebergall, Wegener, Gunkel, Lhotzky, Meyer-Zwickau und Gertrud Prellwitz.

Sie alle weisen mit rücksichtsloser Offenheit auf die Krisis in unserm religiösen Leben hin; sie machen frei vom jedem Konventionellen; man legt das Buch nieder mit dem angenehmen Gefühl: ja, da stehen wir wirklich am Tor der Zukunft; wenn das Tor sich auftut, dann werden wir Sehende sein. Denn wir stehen ganz vorn.

Aber wann wird das Tor sich auftun? Ich möchte heute einmal dem Suchen der Zeit eine Antwort geben. Und die heißt: Wir müssen selbst das Tor öffnen, wir müssen Ringer werden ums Gottesreich.

Die Erfüllung wird, wenn wir das Tor entschlossen durchschritten haben, uns als Gnade des Himmels entgegenkommen. Aber wir müssen die Schritte vorwärts wagen. Und diese sind nach meiner Meinung Opfer.

Wir modernen Theologen, wir religiös interessierten Laien, wir gebildeten, denkenden Christen müssen das tun, was zu allen Zeiten religiösen Bewegungen die unwiderstehliche Kraft gab, unsere ganze Energie und Persönlichkeit einsetzen.

Wir bemühen uns, das erste Entstehen religiösen Gefühls im Wilden zu verstehen, die neueste Epoche der Babelforschung soll uns nicht unbekannt bleiben. Aber es wäre gut, wir opferten unser wissenschaftliches Ideal. Nicht aus Verachtung gegen die Wissenschaft, wie es „bekehrte" Theologen tun. Wohl uns, wenn wir im Lande der Wissenschaft einmal gelebt haben, und die Spannkraft besitzen, einmal eine Erholungswanderung dorthin zu machen! Aber wir verzichten darauf, in diesem Lande zu wohnen. Dafür wollen wir uns ins praktische Leben hineinwerfen: Wie schaffe ich meinem Nachbarn, der bis Mitternacht Westen näht, während seine freundlichen Kinder lange schlafen, eine Freude; wie erquicke ich meines Bruders Geist, der jahraus jahrein das Kontor seine Welt nennt, wie mache ich die Person Jesu jenem Schifferknecht begreiflich, der täglich unter meinen Fenstern vorüberfährt. Die leibliche und noch mehr die geistige Armut lebt hunderttausendfach um uns. Und wir sitzen in schöner Stube und bereichern uns durch feinsinnige religiöse und historische Studien! Wie sagt der Apostel: Und wüßte ich alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht — — — — o, daß auch über uns jene heilsame Müdigkeit der Erschöpfung käme in heißer Liebesarbeit. Trockne, mühsame, harte Arbeit durch lange Wochen, — und an einem stillen, späten Abend seufzen wir: Könnte ich doch nur einmal meinen Geist erfrischen in

Eine Hundertjährige.

I.

Das hatte Professor Freimann schon lange auf dem Wunschzettel: das hundertjährige Jubelfest des Gymnasiums in Burgstedt mußte er mit feiern. Knüpften ihn doch dreifache Bande an das alte Städtchen: hier hatte er seine Jugendjahre verlebt, seine Schulbildung genossen, hier sich die ersten Sporen als blutjunger Lehrer verdient. Und da er zum vierten auch sein allerbestes Teil, seine Frau Eheliebste, aus der gemeinsamen Vaterstadt mit hinausgenommen hatte in die Welt, so stand von vornherein fest, daß sie ihn würde begleiten müssen, um seine Erinnerungen zu teilen und — sein Köfferchen in Ordnung zu halten. Eine schnelle Tagereise durch den halb noch fröstelnden, halb schon sonnenlachenden Mai, und sie waren am Ziele, von vertrauten Armen umschlungen und willkommen geheißen.

Burgstedt ist keine vornehme Residenz, keine üppig blühende Fabrikstadt, sondern ein bescheidenes Provinzialstädtchen, dessen zwanzigtausend Einwohner sich von Ackerbau und Handwerk, Brägenwurst und Bitterbier anständig ernähren. Hochnäsige Geschäftsreisende, die es nur im Fluge berühren, haben es wohl schon ein „Nest" genannt. Dem alten Freimann und seiner Frau war es immer ein liebes, warmes Nest gewesen und geblieben. Kannten sie es doch seit mehr als fünfzig Jahren, als es noch keine Eisenbahn hatte, sondern die wenigen Reisenden, die es besuchten, zweimal des Tages vom Postwagen auf dem Marktplatz abgeliefert wurden.

Heute aber schritten Freimanns und ihre Begleiter vom Bahnhof durch neu angelegte Straßen der inneren Stadt zu. Ehrenpforten, Laubgewinde, flatternde Fahnen, wie es sich gehört, grüßen die einziehenden Gäste. Freimann übersieht fast diese Sinnbilder der Bewillkommnung: seine Augen suchen die alten Tore und Türme und Mauern. Denn Burgstedt ist ein ehrwürdiger Ort, der auf eine tausendjährige Geschichte zurück schaut, dessen Fürsten einst als selbständige Herren in Duodezformat regierten, dessen Bier auf der Tafel Karls des Großen gestanden haben soll, dessen Gurken und Salat weithin das Land versorgten. Ach, der gefräßige Zahn der Zeit hat auch hier manches weggebissen und zernagt, was die Altvorderen mit Fleiß und Trutz gebaut hatten. Gefallen sind die engen, schweren, hallenden Torbögen; wo früher ein scheunenhaftes katholisches Kirchlein sich schämte, macht sich jetzt ein stattliches Kreishaus breit; ein stolzes Postgebäude steht mitten in einem Garten, durch den sonst der dicke Oberamtmann mit der Gießkanne ging; zugeschüttet ist der geliebte Froschteich, und wo einst die „Padden" quakten, da üben jetzt Kinderstimmen in nagelneuen Schulstuben das ABC und die Frühlingslieder ein.

Pflichtschuldig ziehen Freimanns mit ihren Verwandten zum festlich geschmückten Saale des „Hofjäger", um sich von der ersten Nummer des Festprogramms nichts entgehen zu lassen. Sie lautet auf „Begrüßung der Gäste, Aufführung eines Festspiels und geselliges Beisammensein". Einige vierhändige Klaviervorträge werden überher zugegeben, ertrinken aber fast vom ersten bis zum letzten Ton in Stimmengewirr und Gläserklappern. Denn Kopf an Kopf sitzen die Einheimischen und die Fremden, Männlein und Weiblein, Studenten und höchst bemooste Häupter. Gottlob, heute noch keine offiziellen Frackreden, nur ein Mund voll warmer, herzlicher Begrüßungsworte, dann tut und läßt, schwatzt und trinkt jeder, was er will. Nicht lange hält sich die Versammlung seßhaft; jeder sucht und spähet nach den alten Freunden, und so schiebt sich, drängt sich eine bunt bewegte Menge durcheinander, so ballen sich kleinere und größere Gruppen zusammen, lösen sich wieder und verwickeln sich zu anderen Knäueln, und überall her hört man rufen und fragen, lachen und jauchzen, stillverhalten schluchzen und hell aufkreischen. Denn was sich hier zusammenfindet, das sind die Geschlechter von fünf Jahrzehnten. Vor fünfzig Jahren hat Freimann das fünfzigjährige Jubiläum des Gymnasiums mitgefeiert, als Septimaner, mit den kürzesten Beinchen der ganzen Klasse; heute blickt er als baumlanger alter Kerl auf das fremde Volk ringsum, das er sorgfältig mustert, um seine Kameraden aus der Jugendzeit heraus-

der reinen Luft wissenschaftlichen Studiums! Und grade in dieser Stunde, wo die Wissenschaft uns am fremdesten geworden, da wird als Lohn treuer Liebesmühe die Erkenntnis plötzlich in unser einsames Zimmer treten. Sie breitet die schwersten Probleme des Forschens und Glaubens vor uns aus: Welche Rolle spielten die Zukunftsgedanken in der Seele Jesu? Wie können die Millionen Existenzen um uns für Gott Persönlichkeitswert haben? Wie verbreiten und verändern sich religiöse Vorstellungen im Volke? Weil wir praktisch ernst machten mit der Lebensauffassung Christi und in der grauen Menschheit mit Liebeswillen die bunten vielgestalteten Persönlichkeiten suchten, darum verstehen wir nun jedes Leben ganz anders. Wir finden jetzt in unserer Seele die einigende, überwindende Kraft für alle Strömungen der Zeit. Die Weisheit, die wir unter den stillen Bäumen der Forschung nie ersinnen, geben uns Arbeit und Kampf auf harter staubiger Straße.

Als zweites müssen wir opfern unser ästhetisches Ideal. Überall blüht in der Gegenwart die junge Kunst. Hausgiebel und Treppe, Tisch und Tapete, Kleid und Pantoffel, alles soll schön sein in Form und Farbe. Aber die Kunst macht die Seele weich und zart; sie liebt es, sich im Roman zergliedert zu sehen, aber sie verliert die Kraft, der Not und dem Schmutz entgegen zu treten. Sie lehrt neue Genüsse. Dadurch wird das Leben noch teurer, und wir entfernen uns noch weiter vom armen, hart arbeitenden Volke. Nicht, daß wir die Kunst verachten müßten. Gott segne unsere jungen Künstler, die Deutschland zu einem Athen machen möchten. Aber wir, die am neuen Glauben arbeiten, gehören hinein in die großen, häßlichen Stadtteile und zu den Menschen, bei denen es nicht schön aussieht. Wir müssen auf viel verzichten, Theater, Museen, neueste Kunst- und Dichtwerke — die dürfen unsere Zeit und Kraft nicht zersplittern. Zu brennend ist die soziale und geistige Not unseres Volkes. Wir müssen denken, daß zwei Dinge nötig sind vor aller Kunst: täglich Brod und Charakter.

Aber freilich, wenn wir lernen, Menschen unsere Freunde sein zu lassen, die mit uns nicht über den neuesten Roman sprechen können, wenn wir den Sommertag nicht an der See oder im Gebirge verbringen, sondern ihn teilen mit den Kindern unseres Volkes auf einem schlichten deutschen Wiesenrain, wenn wir unsere Winterabende nicht verbringen im Saal oder Salon, sondern am regnerischen Abend die enge Treppe zu unsern Freunden hinaufsteigen, die um den Küchentisch sitzen, — dann wird der wahre Genius germanischer Kunst, der einst mit Rembrandt war, uns geleiten und uns die Seele in den Dingen sehen lehren. Wir erkennen ein neues Reich der Schönheit, und lieben eine Welt, in deren häßliche Gebiete unsere Liebe zuerst nur mit zagen Schritten sich wagte.

Das dritte Opfer, das von uns gefordert wird, ist das an Glück. Der Deutsche wünscht sich ein sicheres Heim in einem freundlichen Stadtteil, ein stetes ruhiges Aufsteigen seiner Familie. Darum überall im Beamten- und Lehrerstand ein Streben, seine Stellung und Einnahme zu verbessern. Man will seinen Anteil vom Glück der Erde haben. Mit Recht! Denn, indem die Menschen mehr von diesen Gütern erhalten, werden sie tatsächlich auch selbst wertvollere Menschen. Aber wir, die wir helfen wollen, dieser Zeit einen Glauben zu schenken, müssen an andere Dinge denken.

Die heiß erwartete religiöse Bewegung kommt nicht anders, als daß die frisch errungene Geistesfreiheit sich berührt mit der tiefen, reinen Lebenskraft, die in den Massen vorhanden ist. Man findet Klarheit und Heiterkeit des Glaubens nicht, sondern bleibt hoffnungslos auf den Wegen buddhistischer Resignation, wenn man nicht die Arbeiterklasse lieb haben lernt.

Will man wirklich ihre Freundschaft suchen, so gehört dazu einfache persönliche Lebensführung, Verzicht auf manchen Luxus. Wer religiösen Einfluß im Volk haben will, der darf heute nicht das Leben eines reichen Mannes führen. Ja, es tut gut selbst mit wenigem rechnen zu lernen und zu erproben, wie viel oder wie wenig nötig ist, um sich im modernen groß-

---

zufinden. — „Freimann, bist du das?“ — schreit ihn einer an. — „Ja wohl, und du?“ — Ach, er erkennt den Freund nicht, mit dem er doch die Schulbänke gedrückt hat von der Quinta bis zur Prima, mit dem er Kaninchen gebändigt, Schmetterlinge aufgespießt, Vogelnester ausgenommen hat! Und als nun jener seinen Namen nennt, da bohrt er wie traumverloren für einen Moment seine Augen in die des Freundes, und dann packen sich die beiden und schütteln sich und drücken die Köpfe und Schultern aneinander und halten sich so fest, als ob sie sich nie wieder loslassen wollten. — „Ist Brasicke hier?“ — „Der ist lange tot.“ — „Und König?“ — „Auch tot.“ — „O weh! Aber der lange Specht lebt doch noch?“ — „Da kommt er gerade. Er ist Geheimrat geworden.“ — „Dafür kann er nicht. Specht, Geheimrat, Menschenkind, kennst du mich noch?“ — „Na natürlich, altes Haus; du bist der Freimann, der mit mir dem Professor Tullian die Fenster eingeschmissen — —“ — „Gott bewahre, das war mein Bruder!“ — Und nun stellt Freimann, der von jeher gründlich zu Werke ging, Betrachtungen darüber an, daß manche Menschen sich so sehr verändern und andere gar nicht, daß die lumpigen paar Zentimeter, die ein Menschengesicht umfaßt, die unglaublichsten physiognomischen Verschiedenheiten aufweisen, daß er eben den Hofrat von Maskowitz mit dem Schlachtermeister Gralle verwechselt habe, — bis dann die Frau Professor zum Aufbruch mahnt. —

Der Himmel war nicht hell am andern Morgen, sondern Wolken haschten sich, wie mutwillige Knaben, und ein kalter Wind blies, wie das Schelten eines griesgrämigen Schulmeisters, die mit Linden bepflanzte Klosterstraße entlang. Aber schon halb acht Uhr sammelte sich das festliche Volk vor der altersgrauen Pforte. Das Gymnasium in Burgstedt hat sich vor hundert Jahren in einem verlassenen, notdürftig hergerichteten Augustinerkloster eingenistet, und da führt es noch heute sein gelehrtes Dasein. Ein Choral, von den gegenwärtigen Schülern mit Musikbegleitung gesungen, gibt dem Tage die erste Stimmung. Und wohin nun führt uns zunächst das wohl durchdachte Programm? Nicht in die Aula, nicht in die Klassenräume, nicht zu den Spielplätzen, sondern zu den Gräbern, zu den Toten. Primaner nehmen in dem durch die gotische Pforte von außen sichtbaren Klosterhof große Lorbeerkränze mit Schleifen in Empfang, und in zwanglosem Zuge bewegt sich eine vielköpfige Schar zu dem nahen Gottesacker. Das ist nicht einer von den modernen Friedhöfen, die von Parkanlagen leuchten, und von Marmordenkmälern glänzen, sondern ein abgelagertes Totenfeld, auf dem die ältesten Grabsteine bis 1600 zurück gehen, ernste Erbbegräbnisse, schwere Sandsteintafeln, pausbackige Engelsköpfe, fromme Schnörkelschrift, lateinische Distichen, und dazwischen schlagen die Nachtigallen, duften die Fliederbüsche, als wolle der Hauch des Lebens den Tod besiegen, der uns umwittert, hier, wo unsere Väter und Lehrer schlafen. Nahe dem Eingangstor schließt sich der Kreis, die Schüler singen ein Lied der Trauer und des Trostes, und der Religionslehrer der Anstalt nimmt das Wort. Als Freimann ihn sah, mußte er weinen, denn er gedachte daran, daß auch dieser vor fünfzig Jahren auf Knabenfüßen mit ihm in Reihe und Glied gestanden hatte. „Gedenket an euere Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folgt ihrem Glauben nach!“ — Den Entschlafenen weihen wir den Kranz ehrender Erinnerung an das, was sie unserer Schule und ihren Schülern gewesen sind, und legen ihn auf die Gräber, die ihre sterbliche Hülle bergen. Friede ihrer Asche! Ehre ihrem Andenken! Uns sei es eine ernste Mahnung, daß auch wir Gott und unserm Beruf die Treue bewahren. Das walte Gott.“ — Danach suchten die Primaner die Gräber der verstorbenen Lehrer auf und legten die Kränze auf die Hügel nieder. Freimann führt auf einem Seitenwege seine Frau zu dem einen derselben, unter dem ihr Vater ruht, und hier erwarten sie die Huldigung der Jugend vor dem heimgegangenen Alter. Die jungen Leute ehren den früheren Lehrer, den sie nicht mehr von Person gekannt haben; Freimann und seine Gattin betrauern den Vater und ihm zur Seite die Mutter; Frau Freimann ordnet die Schleife mit der

städtischen Leben auf der Höhe eines Kulturmenschen zu halten. Das wird auch verstehen lehren, welche ungeheure Rolle die ökonomischen Fragen im Leben der Nation spielen, ja wie die geistige Leistung von der ökonomischen Grundlage abhängig ist. Das wird uns nicht selbst alle zu Sozialpolitikern machen. Aber das gibt uns die Fähigkeit, die sozialen Kämpfe ethisch richtig zu werten und zu beurteilen. Und wenn wir es nicht fertig bringen, das soziale und wirtschaftliche Ringen unter unser ethisches Urteil zu ordnen, dann können wir auch nicht eine christliche Weltanschauung dem Volke lebendig und verständlich machen.

Aber wenn die glühende Liebe zum hart arbeitenden Volke uns auf manche Bequemlichkeit, Erfolg und Ehre verzichten läßt, wenn wir wirklich im Leben und Sterben zu unserm Volke gehören wollen, dann wird die religiöse Kraft in uns wachsen. Dann wird uns die Einsicht gegeben werden, was Christus unserer Zeit sein würde. Dann werden uns Worte gegeben werden, die nicht wie unsere feinen, religiösen Reden und Stimmungen am Volke ungehört vorüberrauschen, sondern zu seinem Herzen dringen.

Wir suchen Glauben, aber wir werden ihn nicht finden, wenn wir ihn nur für uns suchen. Das ist der Segen in unsern sozialen Nöten und Krisen, daß wir nicht einmal unsere stillsten Herzenssorgen mit uns allein erledigen können, sondern die Antwort nur finden sollen, wenn wir an unsere Brüder denken und unser Leben von dem ihren nicht trennen.

Nicht auf dem Philosophenweg irgend einer malerischen deutschen Kleinstadt, nicht in der babylonischen Abteilung eines Museums, nicht im Salon einer geistreichen frommen Dame, sondern wo die Schlote rauchen und die Dampfpfeifen heulen, wo der Arbeiterstrom im Werktagskleid sich drängt, wo die Warenballen gewälzt und wo die Werte getauscht werden, da wollen wir die höchste Gottesgewißheit erleben.

W. Classen.

Naturforschung und Protestantismus.

Mit Beziehung auf den Vortrag des Professors Ladenburg.

Von Professor Dr. W. Grosse.

IV.

Stets wird die platonische Philosophie das erste und erhabenste Vorbild einer dichtenden Erhebung des Geistes über das unbefriedigende Stückwerk der Erkenntnis bleiben, weil niemals der Geist des Menschen sich bei der Verstandeswelt beruhigen wird, welche die exakte, aber begrenzte Empirie uns zu geben vermag. Goethe sagt sogar einmal, man müsse sich bei jedem ernsten Problem die Frage vorlegen: wie würde Plato darüber gedacht haben. Jedes neu erschlossene Erfahrungsgebiet wird mit vorgefaßten Ideen, mit Analogien aus besser bekannten Gebieten bearbeitet. Wir bringen ihm die mutige Hoffnung entgegen, daß es uns gelinge, unsere Gedanken den neuen Tatsachen anzupassen. Wie kann man da von der Herrschaft der Gesetze, von der Macht der Kausalität sprechen? Beides sind Schemata, Kategorien, Formen, die wir den Dingen entgegenbringen, in der Hoffnung, daß sie sich danach richten werden. Neben jede mathematische Formel als Ausdruck einer Naturgesetzlichkeit müssen wir wie bei einer Faktura bescheiden schreiben: Salvo errore et omissione! Auch das Newtonsche Attraktionsgesetz muß sich bekanntlich für gewisse Fälle eine Korrektur gefallen lassen, da die Wirkung nicht genau mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt und ist also nur ein Idee. Der große Chemiker Liebig hat die Ideen weit über die Beobachtungen gestellt, also auch dem Subjekt den Vorrang vor dem Objekt gelassen. — Darum hat auch die moderne Forschung den Begriff der Ursache durch den der funktionalen Abhängigkeit ersetzt, so daß nur die begrifflichen Bestimmungselemente einer Tatsache als abhängig von einander betrachtet werden, genau in dem Sinne, wie der Mathematiker das stets tut. Schon Hume war der Ansicht, daß Kausalität nichts weiter sei, als die erfahrungsmäßig wahr-

---

Inschrift und pflückt einige Blätter aus dem Kranz, zur Gabe für die fernen Geschwister. Auf dem Rückweg verweilen sie einen Augenblick an den inzwischen bekränzten Gräbern der anderen Lehrer, und die Geister der Abgeschiedenen steigen herauf, längst erloschene Züge beleben sich, verstummte Lippen reden, und als Freimann an den morschen Grüften der vor dreißig Jahren als Greise Begrabenen die Kirschkernaugen der jetzigen Quintaner herumlungern sieht, da wird ihm so wunderlich zumute, als ob Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich ihm in eins zusammendrängen, ja, als ob er selbst schon gestorben wäre und zugleich an seinem eigenen Grabe stände.

Doch nun von den Toten zu den Lebenden. In der Aula vollzieht sich die feierliche Handlung, zu der die geladenen Gäste, mit Schleifen in den Landesfarben geschmückt, sich einfinden. Das ist nicht mehr der alte „Examensaal", dessen Schwelle einst Freimann mit klopfenden Pulsen betreten hatte, als er nach wohlbestandenem Abiturium in lateinischer Rede versicherte: „Vetus et decantata mortalium de fuga temporum querela est, nec quidquam annis esse velocius fatentur omnes." Eine geräumige, hohe Aula, in die Klosterruine geschickt hineingebaut, umfängt die ansehnliche Versammlung, und von den Wänden grüßen die Bilder der Ahnherren des Fürstenhauses, das in huldreicher, beständiger Treue das Gedeihen der Anstalt gefördert hat bis auf diesen Tag. Die Gemahlin des regierenden Fürsten hat es sich nicht nehmen lassen, die Jubelfeier durch ihre Anwesenheit in Begleitung einiger Prinzen zu ehren. Den ältesten derselben hat Freimann noch als Knaben gekannt, als sein Großvater der regierende Herr war. Hier offenbart sich ein freundliches Stück pratiarchalischen Zusammenhanges zwischen Fürstenhaus und Volk, wie es nur in kleinen Staaten noch möglich ist, nicht zum Schaden für beide Teile. Beim Eintritt der hohen Herrschaften beginnt die Orgel zu spielen, und Freimann stellt sogleich fest, daß sie auf einigen Tönen noch ebenso lungenkrank pfeife, als wolle ihr der Atem ausgehen, wie vor fünfzig Jahren. Gesang und Gebet eröffnen die Feier, dann besteigt der Direktor das Rednerpult. Während er zu sprechen beginnt, muß Freimann mit Anwandlungen eines traumhaften doppelten Gesichtes kämpfen. Vor sich sieht er in Fleisch und Blut den gegenwärtigen Leiter der Schule, einen ansehnlichen Mann in den besten Jahren, aber gewissermaßen durch ihn hindurch glaubt er die zarte Gestalt und die geistleuchtenden Augen des Gelehrten zu erkennen, der bei der fünfzigjährigen Jubelfeier die Festrede hielt, und wie aus einer anderen Welt hört er aus dem längst verstummten Munde die homerischen Verse, die ihm unauslöschlich im Gedächtnis haften geblieben sind:

„Wie die Bäume des Waldes, so sind die Geschlechter der Menschen.
Blätter verwehet zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht; dies wächst und jenes verschwindet." — —

„Durchlauchtigste Fürstin! Durchlauchtigste Prinzen! Hochansehnliche Versammlung!" Und nun hört Freimann wieder mit dem leiblichen Ohr. „Raum und Zeit sind nur Begriffe des Erdenmenschen, deren Unwirklichkeit er zwar mit Hilfe seines über das irdische Erkennen hinaus reichenden Ahnungsvermögens für Augenblicke der Versenkung in die Unendlichkeit des Alls und in die Ewigkeit Gottes erfassen, aber nicht dauernd festhalten kann. Sie gehen mit und in Gott auf. Und doch entspringt aus ihnen alles Hohe und Schöne, das den Wert und Schmuck des Erdenlebens bildet. Heimat und Vaterland, Tag, Jahr und Menschenalter und Jahrhundert entwinden sich ihrem Schoße und in fester Umklammerung mit ihnen die schönsten Blüten der Kultur des menschlichen Daseins, Erinnerung, Liebe und Dankbarkeit, eins folgend aus dem andern oder hinleitend zu ihm. Sie sind es, die auch den heutigen Tag uns zu einem Festtag geschaffen, die Stadt und Straßen und unserem altehrwürdigen Kloster den Schmuck der Fahnen und der Laubgewinde angelegt und so erlauchte und hochansehnliche Gäste diese Feststätte bis auf den letzten Platz haben füllen lassen. — Dank, warmen, liebevollen Dank bringen wir den Männern, den herrlichen und trefflichen, die als Leiter und Lehrer ihr bestes Wissen und Können in den Dienst der Erziehung und des Unterrichts der ihnen anvertrauten Jugend mit treuester

genommene und uns geläufig gewordene Zeitfolge der Dinge und Zustände. Der Materialismus erhebt immer warnend den Finger: wer die Kausalität leugnet, setzt das Wunder auf den Thron. In gewissem Sinne ist alle Verwandlung Wunder, die als Vorstellung unser Ich durchzieht und nur dadurch, daß wir gewisse feste Bestandteile als Begriffe ausscheiden, in Beziehung setzen, vergleichen, ordnen und umbilden, entsteht der Schein des Natürlichen.

Nicht vor der äußeren Kausalität, sondern vor den Tatsachen unseres Seelenlebens müssen wir Respekt haben, auch auf die leisen, aus der Tiefe kommenden Klänge achten, die sich ihnen beimischen. Von diesem wahren Leben spricht der Vortrag gar nicht. Freilich kann der Chemiker allein dem wahren Leben gar nicht nähertreten: wo der Chemiker aufhört, beginnt erst der Biologe. Über dem Bau des chemischen Moleküls erhebt sich der Bau der lebenden Substanz als eine weitere, höhere Art von Organisation, erhebt sich der Bau der Zelle und über diesem erhebt sich wieder der Bau der Pflanzen und Tiere, die noch kompliziertere kunstvolle Vereinigungen von Millionen und Milliarden in der allerverschiedenartigsten Weise zusammengeordneter und differenzierter Zellen darstellen. Der berühmte Berliner Biologe O. Hertwig sagte von ähnlicher Stelle, wie jetzt Ladenburg, im Jahre 1900: Es ist nicht „alles in der Welt Chemie und Physik". Daß aus den Eigenschaften des Kohlenstoffes, verbunden mit denen von Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff in gewissen Verhältnissen Eiweiß entstehen muß, ist ein Vorgang, seinem Wesen nach ebenso unbegreiflich, als daß aus verschiedenen Eiweißkörpern bei besonderer Organisation eine lebende Zelle wird. Der Standpunkt, den auch der Vortragende einnimmt, ist, gewöhnlich mit einer großen Überschätzung des chemisch-physikalischen Wissens verbunden. Es wird hierbei übersehen, daß auch dieses Wissen, wie jedes menschliche, nur Stückwerk ist und an jedem Punkte auf Grenzen des Naturerkennens stößt, die uns zur Zeit als unüberwindlich erscheinen, und daß Chemie und Physik in dieser Beziehung von der Biologie prinzipiell nichts voraus haben. Schon Nägeli sagte 1877: „Die Natur bietet in ihren einfachen, unorganischen Erscheinungen der Forschung dieselben Schwierigkeiten dar, als bei dem Zustandekommen der Empfindung und des Bewußtseins." Das Reich des Unerforschten und Dunkeln ist eben tausendmal größer, als das des Erforschten, des in unser Wissen und in menschliche Erkenntnis Eingegangenen. Der Embryologe E. v. Baer meint: „Die Wissenschaft ist ewig in ihrem Quell, nicht begrenzt nach Zeit und Raum in ihrer Wirksamkeit, unermeßlich in ihrem Umfange, endlos in ihrer Aufgabe, unerreichbar in ihrem Ziel."

Wenn der Vortragende die Zeit dazu hatte, eine einzelne biologische Beobachtung Wundts mitzuteilen, so hätte er wohl auf dieses bedeutenden Mannes Seelenlehre ein wenig näher eingehen können. Gerade die schwierigsten Probleme werden in der oberflächlichsten Weise abgetan. Woher nimmt er trotzdem den Mut, auf die Frage der Unsterblichkeit einzugehen, die doch ganz dem Gebiet des Glaubens angehört, während das Wissen höchstens die seelischen Motive dafür und ihren Zusammenhang mit Ideen und Tatsachen zu erforschen hat.

Die Fortdauer der einzelnen Seele hat wissenschaftlich keinen Sinn und der Glaube daran ist ein Ausfluß des unbegrenzten, subjektiven Glücksbedürfnisses. So meint Wundt, da die psychologische Analyse ergeben hat, daß das Ich nicht das Ursprüngliche, sondern das Abgeleitete ist. Die Seele ist ein nichtrealer Komplex von Beziehungen. Diese sind das Wesentliche. „Millionen und aber Millionen von Wirkungen schwirren aus dem Flügelschlag einer Fliege und ihr Niederfallen erschüttert das Firmament. Du hebst einen Finger und bewegst jedes Atom auf dem Sirius oder Orion und so erfüllt jedes lebende Wesen das ganze Weltall und hat Beziehung zu jeder Masse und jeder Bewegung. Wie alle Linien sich kreuzen und wieder kreuzen in einem unendlichen Labyrinth!" So meint etwas stark mystisch übertreibend Ch. Ferguson, der

---

Hingebung während des verflossenen Jahrhunderts gestellt haben." — Und nun gibt der Redner in gedrängten Zügen eine Übersicht über die Geschichte des Gymnasiums, in deren wesentlichen Zügen sich die Entwickelungsgeschichte aller höheren Lehranstalten während des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland wiederspiegelt. Mit meisterhafter Hand leitet er zu einer allgemeinen Betrachtung des gegenwärtigen Standes des gelehrten Unterrichtswesens über. „Fest steht, daß die Entwickelung der höheren Schule uns lehrt, daß eine harmonische Durchbildung des Herzens und des Geistes, befähigend zum Verstehen und Erfassen des geistigen Inhalts der jeweiligen Zeit, auf religiösem und ethischem, politischem und wirtschaftlichem, wissenschaftlichem und ästhetischem Gebiete, von jeher als notwendig erachtet wurde für die, welche einst, nach spezieller akademischer Vorbereitung, auf irgend einem Gebiete des höheren Kirchen- und Staatsdienstes, im Prediger-, Richter- oder Lehramt, in den mannigfaltigsten Zweigen der Verwaltung, in Bau- und Heilkunst als sach- und zeitgemäß denkende und wirkende Männer eine selbständigere Stellung einnehmen sollten. Die Befähigung hierzu wird auch heute noch nicht oder nur ganz vereinzelt dem Gymnasium abgesprochen; nur alleiniger Besitzer des Vorbildungsrechtes dazu soll es nicht mehr sein: dieses Recht soll es teilen mit den übrigen höheren Lehranstalten nach dem Wunsche weiter Bevölkerungskreise und nach der Entscheidung der Landesregierungen. Neidlos begrüßen wir die Teilung des einstigen Sonderrechtes, freudig anerkennend die Notwendigkeit, daß auch die höheren Schulen dem drängenden Geiste der fortschreitenden Zeit Rechnung tragen müssen, nicht besorgt, daß damit hastender Neuerungssucht Haus und Tor geöffnet sei. Noch steht ja auch fast unangetastet neben den neuen, mit fast gleichen Berechtigungen ausgestatteten höheren Lehranstalten und von der alten Gunst getragen das Gymnasium, jetzt gleichsam zum Wettkampf herausgefordert für das höchste Ziel, das Wohl der Jugend und das Heil des Staates, ein Wettkampf, bei dem nicht Niederwerfung des einen Ringers das Ende sein wird oder sein soll, sondern der den Beweis erbringen möge, daß auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel erreicht werden kann. Nur muß das Ziel dasselbe bleiben wie bisher, die Befähigung, den geistigen Inhalt der Zeit möglichst vielseitig zu verstehen und zu erfassen, mag bei der ungeheuren Größe dieses Inhaltes auch hier dieser, dort jener Teil desselben mehr oder weniger betont werden."

Solches und vieles andere führte der Redner aus, und bei den gelehrtesten Stellen senkte die Fürstin zur Auffrischung ihrer Aufmerksamkeit ihr Antlitz um ein weniges in den Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt. Ein wahres Pfingstwetter reden von Ansprachen, Beglückwünschungen, Stiftungen aus dem Munde von Schulräten, Konsistorialräten, Superintendenten, Bürgermeistern, Professoren, Rektoren ergoß sich nun über die Versammlung, und Freimann, der jeden einzelnen Redner scharf aufs Korn nahm, bemerkte, daß nicht wenige seiner Altersgenossen, soweit sie in fürstlichen Staatsdiensten standen, inzwischen mit Orden ausgezeichnet worden waren, die sie je nach der Klasse derselben auf der Brust oder um den Hals trugen, — während er selbst noch keiner dieser Ehren teilhaftig geworden war.

Man verließ die Aula und warf im Vorübergehen auf einem der Korridore einen Blick auf die durch Stiftung ehemaliger Schüler hergestellten Bildnisse der früheren Lehrer, deren etliche, in steifen Vatermördern und dicken Rockkragen, altertümlich genug ausschauten. Von einem derselben ging sogar das heimliche Gerücht, es stelle eigentlich nicht den Gemeinten dar, sondern durch einen Irrtum des Photographen einen, der ihm ähnlich sah; was wiederum nicht jedermann finden wollte. Auf dem Klosterhofe fand nunmehr in vorbildlicher Kürze die Grundsteinlegung zu einem Denkmal für den fürstlichen Begründer der Anstalt statt. Unter einem prächtigen Lindenbaum, den alle Klosterschüler schlankweg „die Linde" nennen, erfolgten die üblichen Ansprachen, Förmlichkeiten und Hammerschläge, an denen sich auch die fürstlichen Herrschaften tätig beteiligten.

Amerikaner, der unser Zeitalter das des Glaubens par excellence nennt, weil es von der ungeheuren Annahme ausgehe, daß die Welt eins mit sich selbst sei und kein unassimilierbares Schicksal, keine inneren Widersprüche habe. Bei ihm finde ich auch das Wort: „Wir können Gottes Tun nicht verstehen, wenn wir nicht von demselben Stoffe sind wie Gott. Kann ein Mensch, der sich vergänglich fühlt und sich vor dem Tode fürchtet, Beiträge zur Wissenschaft geben?“ Nun, ich meine, was nicht geringfügig persönlich an uns war, bleibt nach unserm Tode auch erhalten und führt unabhängig von der Person, in der es sich durch Beziehungen schöpferisch entwickelt hat, ein allgemeines, unpersönliches und überpersönliches Leben. Wer sich auf den Standpunkt emporschwingen kann, daß er in dem wechselnden Inhalt des Bewußtseins das wahre Leben sieht, das er künstlerisch zu gestalten hat, dem braucht ja die Person nur ein gleichgültiger, symbolischer Faden zu sein. Lebt doch das Wesentliche dieser Idee auch in Christus, der sein Leben hingibt, weil nicht sein, sondern Gottes Wille geschehen soll, und der in dem ewigen Leben doch auch nur die Verwirklichung der Ideale sieht, die hier unten in Zeit und Raum nicht erfüllbar sind. Sein Leben und seine goldenen Worte haben die Liebe eingeschoben in unsere Beziehungen zur Außenwelt und dadurch diesem persönlichen Leben erst Ewigkeitswert gegeben. Ich kann mir wohl eine Versöhnung denken zwischen den Ergebnissen psychologischer Forschung und unserem unendlichen Glücksbedürfnis, wenn ich auch nicht im stande bin, sie zurzeit selber begrifflich zum Ausdruck zu bringen. Ich meine auch, daß hier unsere ästhetischen Gefühle, unser künstlerisches Bedürfnis mitzusprechen hat.

Herr Ladenburg kann den schönen und trostreichen Gedanken der Unsterblichkeit als der Wirklichkeit entsprechend nicht betrachten. Da haben wir wieder den Tatsachenfanatismus des Materialismus, der dann sofort auf die Tiere hinweist, die doch, da sie eine Art Seele haben, auch eine Art Unsterblichkeit haben müßten. Gewiß, wenn das Tier das Bedürfnis danach hat! Jedes lebende Wesen hat die Unsterblichkeit, die es verdient. Virchow hat den Affenmenschen Javas des Holländers Dubois als Menschen angesprochen, weil eine Stelle am Schenkel auf künstliche Behandlung eines Abscesses schließen ließ. Also — Gedanken an und Vorsorge für die Zukunft, folglich Mensch! Warum sollen wir nicht über die Grenzen unseres irdischen Lebens hinausspinnen? Wie stellt sich Herr Ladenburg zur Poesie und Malerei, die ihre herrlichsten Werke dem Unsterblichkeitsglauben verdanken? Welcher fühlende Mensch von Bildung kann schöne Musik hören, Beethoven oder Wagner, wer den herrlichen Genter Altar der Brüder van Eyck sehen, ohne Gedanken an überirdische Herrlichkeit, die das Leben überdauert? Wenn wir uns also auch keine „mit wissenschaftlichen Prinzipien im Einklang stehende Vorstellung“ davon machen können, wir werden den Unsterblichkeitsgedanken zum Glück doch nicht los. Wie hat denn selbst Locke darüber gedacht, der freilich vor der Blütezeit der Naturwissenschaft, vor einem Vierteljahrtausend etwa, lebte, aber trotzdem in dem Vortrage ausdrücklich als Begründer der rationalistisch-empirischen Philosophie gelobt wird. Ich kann nicht beurteilen, ob wirklich ein erheblicher Einfluß naturwissenschaftlicher Anschauung auf die Politik Englands bezüglich der Habeascorpus-Akte stattfand. Historiker bezweifeln es. Der Vortragende tut sich viel auf diese Entdeckung zu gute, womit er den Vorwurf zu widerlegen hofft, daß die Naturforscher der Menschheit „das Glück und den festen Glauben an die Unsterblichkeit“ nehmen, um ihr Fabriken und das soziale Elend zu geben. Er will nicht wie andere, die vor ihm einen ähnlichen Standpunkt vertraten, an dieser Stelle scheitern und führt uns über diese englische Akte, über die Erklärung der Menschenrechte von 1789, zur Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft, zur Gleichheit und Brüderlichkeit, die das Christentum allein ohne Naturforschung nicht habe erreichen können. Er predigt die Religion der werktätigen Menschenliebe, die die Armen und Elenden nicht auf ein besseres Jenseits zu vertrösten braucht. Über diesen Punkt spreche ich nachher noch einige Worte, möchte hier nur zunächst feststellen, daß Locke Herrn Ladenburg in religiöser Beziehung schmählich im Stiche läßt. Sein Freidenkertum (Deismus) hält nämlich sowohl an dem Dasein Gottes fest, auf das er hauptsächlich aus der Natur als dessen Schöpfung zurückschließt, sowie wegen der Übereinstimmung der Menschen über diesen Punkt auch an der Unsterblichkeit der Seele. Selbst die andern Offenbarungswahrheiten läßt er gelten, deren Inhalt für die menschliche Vernunft eben unbegreiflich sei.

„Sein Wesen kann zu nichts zerfallen
Das Ew'ge regt sich fort in allem“ —

„Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm“

sind die Pole, um die sich Goethes Weltanschauung dreht. Sie sind nicht ohne innere Zusammenziehung: von einem zum andern gehen zahlreiche Kraftlinien, deren Wesen und Bedeutung uns der Dichter im zweiten Teile des Faust aufzeigt. Die Erkenntnis, die sich dem Tätigen offenbart, daß er als einzelner mit all seinem egoistischen Schaffen und Wirken doch das Wohl des Ganzen fördert, läßt ihn sich als Bestandteil göttlicher Schaffenskraft erkennen und sein Dasein als Mittel zur Erreichung göttlicher Zwecke. So wird er vom Sündenbewußtsein erlöst und erhofft die Spuren seines Wirkens weit über den Tod hinaus.

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.“

Der Teufel hat seine Wette verloren, da das, was an Faust göttlich war, ein unzerstörbares Glied in der Kette des Wirklichen geworden ist.

Daß wir uns der von Luther zuerst wieder erstrebten „Freiheit eines Christenmenschen“ erfreuen dürfen, ohne zu befürchten, daß das von Christus verkündete Heil uns entgehe, das verdanken wir auch Goethe; mit und in seinem Sinn wollen wir auch den Protestantismus weiter ausbauen. Den Inhalt des Christentums hat er so gekennzeichnet: „Die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehört dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja selbst Sünde und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren.“ Das klingt wahrlich anders, als die Worte, die Herr Ladenburg für den christlichen Gedanken hat. Zu Eckermann sagt Goethe: Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Größe des Christentums, wie es in den Evangelien leuchtet und schimmert, wird er nicht hinauskommen. Das mögen sich die Herren merken, die gegen das Christentum zu Felde ziehen und sich auf Goethe berufen wollen, ohne sein Wesen zu kennen.

Gott läßt sich weder von Synoden, noch von Wissenschaften befehligen, sondern schafft in erhabener Gelassenheit weiter. Uns bleibt es überlassen, ob wir Kindereien treiben oder die „Liebe von oben“ an uns teilnehmen lassen wollen. Menschen der Kraft und der Liebe sind auch dem Protestantismus vonnöten, damit er seine ernste, hohe Aufgabe erfülle, Menschen, für die alle Religion auf der Voraussetzung ruht, daß, wie Rümelin sagt, unsere Vernunfttriebe keine Täuschungen, daß unser Verlangen nach Wahrheit, Tugend und Gottesgemeinschaft Gaben, Zeugnisse, Spuren und Unterpfänder höherer und höchster Daseinsformen sind und die Möglichkeit eines Weiterschreitens bis zu den letzten Zielen verbürgen. In diese Welt hinein muß unser Wille den Begriff des Wertes tragen, auf dem sich dann die sittlichen Ideale und die Persönlichkeit gründen.

Nun noch ein Wort über David Friedrich Strauß, aus dessen „Alter und neuer Glaube“ Herr Ladenburg eine Stelle zitiert, in der die Annahme einer absoluten Persönlichkeit als Urheber des Universums als Phantasiegebilde bezeichnet wird. Strauß ist ein Lobredner der Wirklichkeit, der Gegenwart, des Kapitals und seines Industrialismus gewesen. Er kam damit einem Zuge der Zeit entgegen, in der

das Ideale wenig galt. Kurs hatte nur das, was sich naturwissenschaftlich und historisch legitimieren konnte. Alles übrige wurde beiseite geschoben, wenn auch „tausend Freuden und Erquickungen des Volkes“ (F. A. Lange) daran hingen. Trotzdem erscheint ihm selber der durch seine Folgerungen und Lehren geschaffene Boden nicht geeignet für eine Religionsgesellschaft. „Ich habe mehreren Gottesdiensten der freien Gemeinden beigewohnt und sie entsetzlich trocken und unerquicklich gefunden. Ich lechzte ordentlich nach irgend einer Anspielung auf die biblische Legende oder den christlichen Festkalender, um doch nur etwas für Phantasie und Gemüt zu bekommen; aber das Labsal wurde mir nicht geboten.“ Man sieht also, Strauß war Dogmatiker, Theorie und Praxis gehen bei ihm auseinander, wie auch bei Häckel, dem es aber völlig an der erforderlichen philosophischen Schulung fehlt. Er merkt gar nicht, welch gewaltige Rolle bei ihm das subjektive Moment und die Phantasie spielt, und wie oft er selber den sicheren Boden der Tatsachen verläßt.

Der Protestantismus sucht sein Ziel in der Wahrheit, die unser Gewissen frei macht von den Menschen und uns an das Göttliche fesselt. Nur im Bunde mit der Wissenschaft kann er dieses Ziel erreichen. Da diese in eine große Anzahl von Spezialgebieten zerfällt, so bedarf es als höherer, zusammenfassender Instanz der Philosophie, nicht einer solchen, die niemand versteht, der nicht ein eigenartiges, künstliches Begriffsschema kennt, sondern einer anschaulichen, lebendigen, mit natürlichen Vorstellungen durchtränkten. Eine solche kann bei der Wissenschaft niemals wieder in Verruf kommen, wie die alte Naturphilosophie, da sie das Entwickelungsprinzip und die von Wundt geschaffene Psychologie besitzt, die beide großen heuristischen und ökonomischen Wert besitzen. Ich halte es für wichtig, daß religiöse Anschauungen und Naturwissen in den höheren Lehranstalten in einem philosophisch-propädeutischen Kursus so behandelt werden, daß einerseits das konfessionelle kirchliche Leben unberührt und ungeschädigt bleibt, andererseits in dem jugendlichen Gemüt durch die Zusammenfassung und kritischen Beleuchtung des bereits vorliegenden Wissens der Glaube an höhere Güter und Ziele geweckt und vertieft wird. Jeder Unterrichtsgegenstand bietet philosophische Ideen dar, religiöse aber am meisten der mathemathisch-naturwissenschaftliche. Die exakten Wissenschaften geben ein Gemälde der Außenwelt, das uns nicht kalt und fremd erscheinen kann, weil das Wirkliche unseren selbst geschaffenen Vorstellungen unterworfen ist. Die Naturforschung verknüpft Idealismus und Realismus und sorgt dafür, daß in der Beschäftigung mit dem Objekt der Sinn für das Ideale uns erhalten bleibt. Denn Idealismus ist das Streben, die Außenwelt unseren Vorstellungen dienstbar zu machen und die Mannigfaltigkeit in ihr von einheitlichen Gesichtspunkten aus zu begreifen. Wir müssen die Jugend, welche später führend sein soll, vor einer Überschätzung der Verstandeskräfte, die nur ein nüchternes und kaltes Weltbild liefern können, bewahren und die Keime religiöser Gefühle da einpflanzen und pflegen, wo sie im jugendlichen Gemüt am besten gedeihen, in der unendlichen und zweckvollen Natur. Ich kann auch hier wieder nur an Goethe erinnern, dessen Tagebücher uns einen vollen Einblick geben in seine erstaunliche und rührende Liebe und Freude an der Natur und an ihren Geschöpfen und Erscheinungen. Darum (nicht trotzdem) konnte er schreiben: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte bleibt der Konflikt des Glaubens mit dem Unglauben. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.“ Nur durch die Natur hindurch führt der Weg zu einer einheitlichen, Verstand und Gemüt gleich befriedigenden Weltanschauung, einer religiösen Erneuerung und Vertiefung in germanisch-protestantischem Geiste.

Genuines Evangelium.

Das Bremer Kirchenblatt fürchtet, daß in der Kirche der Horner Gemeinde, die sich einen liberalen, „protestantenvereinlichen“ Pfarrer erwählt hat, fortan die Stimme des genuinen Evangeliums nicht mehr erklingen werde. Genuin heißt angeboren, natürlich, dann ursprünglich oder seiner Entstehung gemäß. Genuines Evangelium ist also die frohe Botschaft, mit der Jesus aufgetreten ist, denn auf ihn geht doch wohl auch unser Evangelium zurück. Über Jesu Evangelium oder über das genuine Evangelium berichten die Synoptiker, d. h. die drei ersten Evangelien des Neuen Testamentes; denn es wird auch von manchen sogenannten positiven Theologen, die als Verfasser des vierten Evangeliums den Apostel Johannes annehmen, doch zugestanden, daß die darin berichteten Worte und Taten Jesu jedenfalls „durch die Reflexion des Evangelisten“ hindurchgegangen seien, also nicht schlechthin genuin sind. Noch weniger aber ist etwa die Verkündigung des Paulus genuines Evangelium, sondern mit jüdisch-hellenischer Spekulation und rabbinischer Theologie erweitertes Evangelium. Die moderne Theologie scheidet sich aber nicht zum wenigsten dadurch von der sogenannten altgläubigen (orthodoxen), daß sie das Evangelium Jesu wieder zu Ehren, zur Geltung, zur Verkündigung bringt und in den Vordergrund stellt, also die Botschaft Jesu von der Vaterliebe Gottes, vom unendlichen Wert der Menschenseele, vom Reiche Gottes, von der Seligkeit des reinen Herzens, vom Gottvertrauen und von der Ewigkeitshoffnung. So sehr sie Paulus als Missionar achtet und vor seiner Frömmigkeit und Glaubenskraft sich in ehrfurchtsvoller Bewunderung beugt, so wenig kann sie ohne weiteres seine Theologie, seinen philosophischen Unterbau annehmen. Wie Luther das Evangelium von der verdunkelnden mittelalterlichen Tradition und Papstgewalt zu reinigen suchte und zu befreien begann, so sucht die moderne, liberale Theologie das Evangelium Jesu selber von allem Beiwerk urchristlicher und späterer Theologie zu befreien, so wertvoll es vielfach für seine Zeit und für manchen Geist als ihm unentbehrliche Hilfskonstruktion gewesen sein mag. So stellt in Wahrheit gerade die liberale Theologie das genuine Evangelium wieder her und stellt es allein und frei auf den Leuchter, auf dem es bislang vielfach nur als ein kleines trübes Licht neben anderen, neben paulinischem Rabbinismus oder anselmischem Rationalismus, verdunkelt und in mehrfach gebrochenem Glanze geschienen hat. Es kann also gerade durch einen liberalen Theologen das genuine Evangelium wieder zu seinem Rechte und zu seiner Verkündigung kommen, wozu es mancher Orthodoxe leider nicht kommen läßt. Und die Vorlesung, die der erwählte Pfarrer bei seiner Wahlpredigt sich gewählt hatte, die Seligpreisungen Jesu, sowie der die ganze lebensvolle Predigt immer wieder durchziehende Gedanke: „Evangelisch sein heißt ein Kind des beglückenden Gottvertrauens sein“, wird sicherlich in allen nicht theologisch allzu verdorbenen Gemütern den Eindruck hinterlassen haben: das ist genuines Evangelium!

G. Freybe.

Der deutsche evangelische Kirchenausschuß.

An D. Martin Luther's Geburtstag, dem 10. November, ist der neu gebildete Deutsche Evangelische Kirchenausschuß zu seiner ersten Beratung in Dresden zusammengetreten. Es drängt uns, die Glieder dieses Ausschusses, in diesem wichtigen Augenblick an unsere Glaubensgenossen hin und her im lieben deutschen Vaterlande ein Wort brüderlicher Begrüßung zu richten.

Seit hundert Jahren hat der deutschen evangelischen Christenheit ein äußeres Band ihrer Zusammengehörigkeit gefehlt. Nach dem Zusammenbruch des alten Reiches, in dem sie noch eine gemeinsame Vertretung hatte, blieb jede einzelne Landeskirche sich selbst überlassen. Wie mächtig bald darauf im deutschen Volke der Drang nach Einheit erwachte, und wie diese immer wachsende Sehnsucht durch Gottes Gnade in der Aufrichtung des deutschen Reiches ihre Befriedigung fand, ist in den Blättern der Geschichte verzeichnet. Zu gleicher Zeit hat die katholische Kirche sich in Deutschland kraftvoll zusammengeschlossen. Auch die deutsche evangelische Kirche hat im letzten Jahrhundert große Tage gesehen. Gott hat ihr treue Wahrheitszeugen geschenkt, durch deren Dienst der Glaube an das Evangelium zu neuem Leben erwachte. Nie zuvor ist sie so reich an Werken barmherziger Liebe gewesen. Durch bahnbrechende Arbeit bedeutender Lehrer ist auch das Licht theologischer Wissenschaft in die evangelische Welt hinausgedrungen.

Aber wer hat nicht gar manchmal mit uns schmerzlich empfunden, daß es ihr an jeder äußeren Einheit gebrach? Kein Wunder, daß Tausende mit uns seit langen Jahren nach festerem Zusammenschluß sich sehnten. Gott sei Dank, nun ist endlich auch damit ein hoffnungsvoller Anfang gemacht: Nach Genehmigung der Landesherren unter Zustimmung der Kirchenregierungen hat sich aus Vertretern der obersten Kirchenbehörden der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß gebildet.

Was wir anstreben, ist nicht eine kirchliche Neugestaltung nach Art eines weltlichen Reiches. Das wollen wir nicht; und wenn wir es wollten, so könnten wirs nicht. Auch ist ja das Reich unsers Herrn nicht von dieser Welt. Die Kirche jedes Landes soll wie bisher nach ihrem Bekenntnis, nach ihrer Eigenart und gemäß ihren Ordnungen und Einrichtungen leben.

Aber es gibt gemeinsame Interessen — die wollen wir fördern; gemeinsame Güter — die wollen wir wahren: gemeinsame Not — der wollen wir wehren.

Wenn künftig wieder ein Reichsgesetz beschlossen werden soll, das auch für religiös-sittliche Fragen nicht ohne Bedeutung ist, so soll es nicht nur unter dem gewichtigen Einfluß der andern Kirche zu Stande kommen, während die große evangelische Mehrheit des Volkes ohne gemeinsame Vertretung bleibt. Auch wir werden im gegebenen Augenblick unsern Mund auftun und an maßgebender Stelle die Interessen der evangelischen Kirche wahrnehmen.

Wir lieben den Frieden und wollen wahrhaftig die Kluft, die unser Vaterland auf religiösem Gebiete durchzieht, nicht erweitern. Aber wenn die Ehre unserer evangelischen Kirche öffentlich geschmäht wird, so soll es in Zukunft nicht von ungewissen Umständen abhängen, ob und wie dem begegnet wird, — wir werden auf dem Plane sein, um sofort dem entgegenzutreten.

Der große Weltverkehr hat auch außerdeutsche evangelische Kirchen uns näher gebracht. Aber an wen sollten sie bisher sich wenden, wenn sie mit der evangelischen Kirche Deutschlands Gemeinschaft suchten? Wir werden künftig jeden Ruf von drüben freundlich erwidern und Alles tun, um das Band der Gemeinschaft auch mit den außerdeutschen Brüdern immer fester zu knüpfen.

Und wie viele Kinder unseres Volkes ziehen aus der deutschen Heimat alljährlich hinaus in die weite Welt! Sie sollen doch weder deutscher Sprache und Sitte, noch ihrer Kirche verloren gehen. Unser Auge will ihnen in Liebe folgen. Und da auch hier gemeinsames Zusammenwirken mehr Erfolg verspricht, als noch so treu gemeinte vereinzelte Hilfe, so wollen wir den hervortretenden kirchlichen Notständen in den deutschen Kolonien wie in der außerdeutschen Diaspora, unter möglichster Wahrung des Bekenntnisstandes, gemeinsam begegnen.

Und wie viel Gelegenheit wird sonst sich noch finden, für gemeinsame evangelische Interessen tätig zu sein!

Nicht eine neue kirchliche Oberbehörde tritt also mit dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß ins Leben. Was wir sollen und wollen, ist einzig und allein ein Dienst, dessen die deutsche evangelische Kirche dringend bedarf und der ihr zur Zeit von keiner anderen Stelle aus geleistet werden kann.

Gern blicken wir bei solchem Dienste auf den teuren Gottesmann, den der heutige Tag einst unserm Volke geschenkt und um dessen hehre Gestalt das Gedächtnis der Reformation die evangelische Christenheit jüngst aufs Neue geschart hat. Möge etwas von seinem Geiste uns bei unserem Werke beschieden sein! Und so heben wir unsere Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, mit dem herzlichen Gebete: „Herr hilf, o Herr, laß wohl gelingen!“ Er lasse alles gereichen zu Seines Namens Ehre, zum Frommen unsrer teuren evangelischen Kirche und unsres lieben deutschen Vaterlandes!

Hierzu bedürfen wir aber auch der vertrauensvollen Teilnahme und herzlichen Fürbitte unserer evangelischen Glaubensgenossen.

Indem wir sie darum herzlich bitten, grüßen wir sie mit dem Gruße der Liebe und des Friedens.

Dresden, den 10. November 1903.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß.

D. Dr. **Ackermann,** Oberhofprediger und Vizepräsident des Ev.-luth. Landeskonsistoriums in Dresden.
D. Freiherr **von der Goltz,** Wirklicher Oberkonsistorialrat und Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin.
D. **Braun,** Wirklicher Oberkonsistorialrat in Berlin.
Voigts, Präsident des Landeskonsistoriums, Wirklicher Oberkonsistorialrat in Hannover.
Generalsuperintendent D. **Lohr,** Oberhofprediger in Kassel.
D. **Kelber,** Oberkonsistorialrat in München.
D. Freiherr **von Gemmingen,** Präsident des Ev. Konsistoriums in Stuttgart.
D. **Helbing,** Prälat der badischen evangelisch-protestantischen Landeskirche in Karlsruhe.
D. **Buchner,** Präsident des Oberkonsistoriums zu Darmstadt.
Giese, Präsident des Oberkirchenrates zu Schwerin.
Dr. **Rothe,** Staatsminister in Weimar.
D. **Lohoff,** Generalsuperintendent in Altenburg.
Werner, Oberkonsistorialrat in Dessau.
D. **Behrmann,** Senior in Hamburg.

Vom Büchertisch.

Im Jahre 1899 erschien „Die Geschichte Jesu, erzählt von D. Paul Wilhelm Schmidt, Professor der Theologie in Basel“. In diesen Tagen erscheint nun der Ergänzungsband „die Geschichte Jesu“, wissenschaftlich erläutert, 27 Bogen stark. Gleichzeitig sei bemerkt, daß das erstere Buch neu in 4. durchgesehener Auflage herauskommt, und daß beide Bände in einem schönen Halbfranzbande zusammengebunden zu haben sein werden. Wir begrüßen die Bücher als willkommene Weihnachtsgeschenke. A. P.

Grundriß der Religionsphilosophie. — Von D. Dr. A. Dorner Leipzig. Verlag der Dürrschen Buchhandlung 1903. (7 ℳ)

„Wenn ich es unternehme, eine Religionsphilosophie im Grundriß dem Publikum hier vorzulegen, so geschieht es von einem Standpunkte aus, der dem empirischen Stoff der Religionsgeschichte und Religionspsychologie mit philosophischen, insbesondere metaphysischen Betrachtungen verbindet. Seit ich meine Erkenntnistheorie schrieb, die der skeptischen Hochflut des Neukantianismus sich entgegenstellte, haben sich erfreulicherweise manche, die von dieser Richtung ausgingen, davon überzeugt, daß man ganz ohne Metaphysik nicht durchkommt.“ Nun, möchte es in dieser Richtung nur ernstlich weiter gehen. Das vom Verfasser gelegentlich erwähnte Wort des alten Fichte: nicht die Geschichte, sondern die Metaphysik macht selig, wäre dafür ein schönes Motto. Daß dabei die Einseitigkeit der Verachtung von Geschichte und Psychologie in Übertreibung der Bedeutung des Spekulativen nicht der guten Sache wieder schade, dafür bürgt grade der Standpunkt des vorliegenden religionsphilosophischen Werkes, das der Verfasser in den oben zitierten beiden ersten Sätzen der Vorrede genügend charakterisiert hat. Eine ausführliche Besprechung an dieser Stelle verbietet uns der zur Verfügung stehende Raum. Sie wäre auch nur möglich bei genauer Herbeiziehung der beiden andern Werke des Verfassers, die das menschliche Erkennen und das menschliche Handeln schildern. Wir hoffen, dazu Gelegenheit zu erhalten. Hier muß es genügen, auf den Kern der Sache hinzuweisen, daß wir eine Religionsphilosophie vor uns haben, die der Erkenntnisfunktion in ihrer Bedeutung für den religiösen Prozeß gerecht wird, so daß der Religion das unentbehrliche geleistet wird, was ihr kein Voluntarismus, Historismus oder Psychologismus leisten kann, nämlich die wirkliche Sicherung ihres Objektes im vernünftigen Denken selbst. Alle die genannten Richtungen wollen den Menschen seines Gottes gewiß machen mittelbar durch Wertung der Religion, als ob die Religion überhaupt gewertet werden könnte, ehe sie da ist — und sie ist erst da mit den Gottesgedanken. Oder sie kommen mit Postulaten, die auch keine Sicherheit bieten. Oder sie sind noch halb und halb offenbarungsgläubig. Der Offenbarungsstandpunkt hat allerdings, wo er möglich ist, seine Sicherheit über Gott in sich selbst. Aber er ist für die moderne Weltanschauung versunken, er ist kein Glaubensgrund mehr, mit dem sich das Bewußtsein sicher vereinigen könnte —, auch nicht, wenn man viel von seiner Wunderart abhandeln läßt; oder vielmehr dann erst recht nicht. Der religiöse Glaubens- und Erkenntnisgrund ist für unser Bewußtsein nun einmal innerhalb der Vernunft, jedenfalls kann er für das Gesamtbewußtsein fortan nur so erhalten bleiben, wenn auch einzelne ihre religiöse Gewißheit auch weiterhin an der Vorstellung vom Übernatürlichen gewinnen mögen.

Wie dieser moderne Rationalismus — der sich weder seines Namens noch seiner Vorväter schämen soll — die religiöse Idee des Christentums in ihrer Vernunftnotwendigkeit und als Resultat der religiösen Anlage in der Menschheit, als tiefste Selbstäußerung des Menschenwesens über Gott und sein Menschenverhältnis erfaßt, ist eben in Dorners Ausführungen selbst zu lesen. Besonders sei noch hingewiesen auf die auch in diesem Werke sich kundgebende Tatsache seines Anschlusses an Schleiermacher und zugleich seines Weiterschreitens über die geschichtlichen Bedingungen hinaus, die an dem großen Theologen anzuerkennen um so wichtiger ist, als gerade auf sie die heutige „positive“ Theologie sich beruft, wenn sie es für nötig findet, vom Schleiermacherschen Namen einige Empfehlung zu suchen. Solches Fortschreiten von Schleiermacher aus über ihn hinaus in der Richtung — auf Auflösung der dogmatischen Christologie in spekulative Anthropologie oder Erhebung der Anthropologie in Christologie, ist für ein unbefangenes Studium der gesamten Geistesarbeit des Propheten, Philosophen und Theologen Schleiermacher in diesen selbst indiciert. Und in diesem Sinne verstehe ich auch Dorner, wenn er ausführt, daß die historische Bestimmtheit, in der der Religionsstifter auftritt, zu unterscheiden ist von dem Prinzip, das er vertritt. Indem dieses auf alle anzuwenden ist, werden wir zu Christus, der Geist ist, erhoben, während die historische Bestimmtheit Jesu ihn an unsere Seite stellt und er sich in ihr mit uns Gott gegenübergestellt weiß. Wobei es sich nicht, wie immer vorgeworfen wird, um Selbsterlösung handelt, „wenn man die historische Person Christi zurückstellt“, sondern darum „hervorzuheben, daß das gottmenschliche Prinzip allen gelten soll, aber so, daß Gott, Gottes Geist den Menschen ergreift, erlöst, freimacht und in ihm ein neues Leben begründet.“

„Es wird darauf ankommen, daß mit aller Energie als der Stern der Christologie die Gottmenschheit aufgefaßt wird, die jeder in seinem Bewußtsein, seinem Erkennen, Wollen und Gefühl prinzipiell erleben soll.“ M. Fischer.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 49.

Bremen
Berlin.

5. Dezember 1903.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Wer sind wir? Wen suchen wir? Was wollen wir? — Von der hessischen Landessynode. — Nachrichten. — Anzeigen.

Wer sind wir?
Wen suchen wir?
Was wollen wir?

Die Antwort auf diese Fragen ist nicht denen gegeben, die unser Blatt seit langem kennen, die Antwort gilt den Anderen, die heute zuerst oder wiedereinmal dies Blatt zur Hand nehmen.

Wer sind wir?

Sie nennen uns „Liberale" und wir nehmen diesen Ehrennahmen an als die, die frei sein wollen in ihrer Gesinnung, die Freiheit fordern für die persönliche eigene religiöse Überzeugung! — Die wollen doch gewiß auch die, die sich orthodox oder positiv nennen? Aber können sie wohl das, was sie als unerläßliche Lehre der Christenheit aufrecht erhalten wollen, als eigene Überzeugung erwerben und bekennen? könnte selbst der, der sich ganz vertieft hätte in diese Lehrmeinungen der Vergangenheit über Christi Person und Werk, über Gottes Wesen, über Sünde und Erlösung, mit seinen modernen Anschauungen, Stimmungen und Empfindungen wirklich ganz nachdenken und nachempfinden, was jene Alten aus ihrer Zeit heraus ersannen und formulierten? Und wenn's möglich wäre! gehörte nicht ein Gelehrtenleben dazu, nur in den Sinn dieser unter heißen Kämpfen, unter Verstehen und Mißverstehen, unter Zugeständnis und Kompromiß zu stande gekommenen Lehren einzudringen? Kann also ein Orthodoxer oder Positiver wirklich in solchem Sinn eine eigene persönliche Glaubensüberzeugung haben? Nein! er muß annehmen, was ihm überliefert ist, er unterwirft sich dem Bekenntnis, in dessen Entstehung und Redeutung er keine Einsicht hat; das ist aber keine persönliche Überzeugung, denn zu solcher gehört allezeit die Einsicht in das Übernommene. Wo aber Unterwerfung ist ohne innerliche Überzeugung aus Einsicht, da sind sie noch in Rom oder wieder auf dem Wege dahin, wo der Priester und die Kirche den Glauben haben aus Einsicht, der Laie den Glauben aus Gehorsam.

Darum suchen wir und fordern die Rückkehr zum schlichten Evangelium Jesu, das den Fischern vom Galiläischen Meere verständlich war, das den Unmündigen offenbar, den klugen Schriftgelehrten um ihrer theologischen Weisheit willen verborgen war. Darum freuen wir uns der Riesenarbeit der modernen Theologie, die durch kritische Untersuchung aus der Überlieferung die älteste Gestalt christlichen Glaubenslebens findet, die durch die Geschichte der Dogmen, durch die Religionsgeschichte der Völker, durch die Benutzung der modernen Untersuchungen des Menschenwesens und seiner Art das Wesen der Religion zu finden bemüht ist, damit unserer Zeit in ihrer Sprache und zu ihrem Verständnis das alte Evangelium von der Gotteskindschaft der Menschenkinder verkündet werden könne, damit ein Jeder eine persönliche Glaubensüberzeugung gewinnen könne nach seinem protestantischen Recht.

Dieser selben Arbeit wollen wir dienen mit unserem Blatt und seinen Arbeiten über die Geschichte und das Wesen der Religion, über Gott und die Erkenntnis der Menschen von ihm, über Jesus und sein Leben und Wirken und die Gedanken der Menschen über sein Wesen, über Lehren und Leben der Kirche der Vergangenheit, über die Gestaltung des Glaubenslebens in der Kirche der Gegenwart.

So müssen wir weiter fordern die freie Äußerung der gewonnenen Überzeugungen auf Kanzeln und Kathedern, für Pastoren und Professoren. Wir sind gläubiger als die, die sich gern „die Gläubigen" nennen, daß aus solcher Freiheit unter dem Ernst wissenschaftlicher Arbeit, unter der Pflicht schwerer Selbstverantwortlichkeit nicht Unordnung und Willkür werden wird, daß ungezügeltes Wesen sich selber richtet und Gott stark ist, der Wahrheit zum Siege zu helfen ohne Polizei in irgend welcher Gestalt.

Ist der evangelische Christ mündig in der Freiheit seiner persönlichen Glaubensüberzeugung, so ist er berechtigt und verpflichtet, an der Gestaltung des kirchlichen Lebens mitzuwirken. Es wird die Ausgestaltung der Verfassungen unserer Landeskirchen zu wirklicher Beteiligung der Laien an der synodalen Arbeit anzustreben sein. Zu solcher Arbeit im kirchlichen Leben gehört aber u. E. nicht allein ein schönes Programm, sondern Liebe zur Kirche. Wir wissen wohl, daß bei der Gestalt, in der die Kirche sich uns darstellt und bei der Behandlung, die man den Männern und Frauen unserer Gesinnung zu teil werden läßt, vielen die Liebe zur Kirche sauer werden wird. Wir wollen helfen durch die Arbeit unserer Beilage „Zur kirchlichen Zeitgeschichte", das Interesse am kirchlichen Leben, die Liebe zur Kirche der Väter zu wecken. Wir wollen berichten vom religiösen und kirchlichen Leben und Treiben aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes und des Auslandes, damit die besonderen Gaben und Aufgaben einzelner Landesteile befruchtend und anregend, warnend und mahnend auf die andern wirken, daß man in der Gemeinde wisse von den Arbeiten zur Wohlfahrt des Volkes und zur Ausbreitung christlichen Wesens unter den Heiden.

So aber treten wir mit unserer Arbeit aus dem engeren Kreis des kirchlichen Lebens in den weiten des Volks und des Völkerlebens ein. Unsere religiös-sittliche Überzeugung soll wirksam werden im praktischen Leben, im Handeln des Einzelnen und im Urteil über das Leben der Gemeinschaft. Erziehung der Kinder, Beziehungen der Menschen in Familie, Hausgemeinschaft, Freundschaft und Volk, Schäden der Zeit, Erscheinungen des Kulturlebens, Bewegungen in Kunst und Literatur, sie sollen in unserem Blatt besprochen werden zur Gestaltung der persönlichen Überzeugung des Einzelnen, zur Wirkung auf das Leben der Gesamtheit. Unser Sinn ist offen für alles, auch das, was neben und außer dem Christlichen aufkommt in unserer Zeit. Allerlei Stimmen haben da sich erhoben der Kirche zum Trotz und in Verachtung ihres Bestandes. Wir haben nicht den Bannfluch gegen sie bereit, wir meinen, sie ertönen auch aus Gottes Welt und Willen, wir fühlen die Pflicht, sie zu hören und zu verstehen, die Geister zu unterscheiden, alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

Uns scheint, das ist positive, bauende Arbeit der Liberalen, die freilich sich Bahn schaffen muß durch allerlei Kritik des Bestehenden, durch Zerstörung gewohnter, vielleicht lieb gewonnener Anschauungen, durch Beseitigung des Veralteten. Wir tun solche Arbeit nicht mit der Lust des Zerstörens, wir tun sie mit der Achtung gegen das Gewordene, aber unter dem Zwang des „ich kann nicht anders", in der Gewißheit: „Ist's Menschenwerk, wird's untergehen, ist's Gotteswerk, so bleibt's bestehen."

Wen suchen wir?

Wen suchen wir nun, die wir so gesonnen sind und so arbeiten wollen? Nicht die Pastoren, ob wir uns auch freuen, wenn sie unsere Leser werden und mit arbeiten an unserem Blatt und zur Verbreitung unseres Blattes (wissenschaftliche Blätter, wie unsere „Protestantischen Monatshefte", werden den Theologen Neues bieten), sondern wir suchen die sogenannten Laien, die Nichttheologen, die Gemeindeglieder. Freilich manchen sind wir unwillkommen, sie wollen beim Alten bleiben, sie haben Blätter genug, mögen sie die lesen, mögen sie aber aufhören, uns zu schmähen, weil wir nicht in ihren Kreisen Lob und Beifall suchen. Wir werden geschmäht, als suchten wir den Beifall der glaubenslosen Masse, der gottverlassenen Welt und machten Abstriche am Ernst der Lehre, um jenen zu gefallen und sagten nur, wonach jenen die Ohren jucken. Ja, wir suchen die Masse und wenden uns an die „Welt", aber nicht um ihres Beifalls willen, sondern aus innerster Notwendigkeit. Wir können die, die mit der Kirche unzufrieden, von ihr und der lebendigen stetigen Pflege der Religion, des religiösen Lebens sich abgewendet haben, nicht als die Ungläubigen verstoßen, wir wollen sie suchen. Wir glauben an das religiöse Empfinden in allen Menschen und an die Macht der Religion über alle Menschen. So wollen wir ihnen zeigen, wie moderne Menschen, die mitten drinstehen im Kulturleben unserer Tage und seiner sich freuen, dennoch ernste und frohe Christen sein und bleiben können, ihnen zeigen, wie viel sie an ihrem Leben versäumen, verwahrlosen und Schaden tun, wenn sie die Pflege des Religiösen vernachlässigen, wie sie vielmehr in der ganzen Freude am Leben erst stehen können aus Religion. Wir wollen ihnen keine Lasten auflegen, die sie nicht tragen können als moderne Menschen in allerlei Bekenntnissen und Erkenntnissen vergangener Tage. Wir wollen sie gewinnen für die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten.

Was wollen wir?

Schon im vorstehenden hin und her ist's gesagt, was wir wollen: Helfen neues lebendiges persönliches Christentum in den Einzelnen und im Volke zu wecken, die Kirche neugestalten zu größerer oder wirklicher Wirkung auf das Volksleben, in ihr protestantische Freiheit und Wahrhaftigkeit zur Geltung zu bringen in unserer Zeit, wie es die Väter getan haben in ihrer Zeit. Aber freilich die Gegner sagen von uns: Sie wollen die Kirche zerstören, den Glauben der Väter vernichten, sie gehören nicht in die Kirche. Zunächst sind wir drinnen und wollen und werden drin bleiben, bis etwa die evangelische Kirche sich den Bannstahl erborgt vom Papste in Rom. Denn wir wissen, was wir der Kirche verdanken, trotz ihrer Schäden und Schwächen, und wir wissen, daß wir einzelnen und unser Volk die Kirche brauchen, wenngleich manche unter uns wohl meinen mit Luther, sie könnten immer hier unter dem Himmel bleiben, wenn sie die Kirche nicht hätten. Wir wollen uns freuen unserer Kirche, ihrer großen Gestalten, ihrer reichen Arbeit, ihrer tiefen und frommen Gedanken, ihrer schönen Lieder. Wir wollen uns ihrer freuen um dessen willen, durch dessen Wirken ohne seinen Willen freilich sie entstanden ist, nach dem sie sich nennt, um eines Paulus, Augustin, Franziskus, Meister Ekhard, Tauler, Luther, Zwingli, Calvin, eines Paul Gerhard, Spener, Franke, Schleiermacher, Spitta, Wichern willen. Wir wollen an ihr und in ihr arbeiten mit scharfer Kritik, wo sie ihre Pflicht nicht erfüllt, eine treue, stille, fleißige Dienerin zu sein des Volkslebens zur Pflege der Religion, wo sie etwa gar Roms Herrscherallüren nachahmen will. Die uns aber vorwerfen, wir wollten den Glauben der Väter vernichten, sie verwechseln den Inhalt mit der Form. Unser Glaube ist der alte, den Jesus den Menschen verkündet, in dem er gelebt hat und gestorben ist, wie die Evangelien berichten, der Glaube an Gott als den Vater. Die Formen, in denen die Väter diesen Glauben gehabt, sie werden hinfallen und neue sich gestalten in unserer Zeit, wie die Väter sie gestaltet aus ihrer Zeit heraus.

Wer wir sind; wen wir suchen; was wir wollen? es ist versucht, in Kürze zu sagen. Wen's nicht genügt, der helfe uns neues sinnen! Wen's freut, der helfe uns bei der Arbeit. Wen's ärgert und wer's verachtet, tue in seinem Sinne seine Pflicht, uns laß er unsere tun.

Genug des Programms — und nun an die Arbeit!

Von der hessischen Landessynode.

Der erwartete Sturm in der hessischen Landessynode fand hinter verschlossenen Türen statt. Der Angriff der orthodoxen Partei wurde abgeschlagen; am andern Tag bereits war Professor Schöler seiner Stellung am Predigerseminar enthoben; Dekan Wurster von Blaubeuern ist zu seinem Nachfolger ernannt. Daß man in Hessen selbst keinen geeigneten Mann für eine so wichtige Stelle zu finden wußte, bleibt freilich bedauerlich; auch Schöler kam aus der Fremde, er geht nach Berlin. Abgesehen von diesem Punkte der Tagesordnung, bei dem freilich die Geister tüchtig aufeinanderplatzten, verliefen die Verhandlungen im allgemeinen ruhig. Das Witwengehalt wurde einstimmig auf 1000 Mk. erhöht. Während sonst die Geistlichen danach streben, übersehbare Gemeinden an Stelle der Großstadtpfarreien zu schaffen, erhob ein Synodaler im Auftrage eines der fünf Mainzer Geistlichen Einsprache gegen die vom Oberkonsistorium geplante Teilung; doch wurde das von dort ausgegangene Rundschreiben vom Synodalen Lucius aus Mainz als eine Sammlung von „leeren Redensarten, unbewiesenen Behauptungen und offenen Unrichtigkeiten" scharf kritisiert, und die Gesetzesvorlage gegen eine Stimme angenommen. Nach einer früheren Auffassung der Landessynode sollte die Lutherstiftung, der alljährlich die Pfingstkollekte zufließt, nur Studierenden der Landesuniversität zufallen. Mit diesem engherzigen Standpunkt wurde dieses Mal durch folgenden Beschluß gebrochen: „Die Landessynode spricht die Erwartung aus, daß solchen Studierenden, die ein Stipendium aus der Lutherstiftung erhalten, dasselbe auch dann nicht entzogen werden soll, wenn sie eine Zeit lang eine andere als die Landesuniversität besuchen; ferner wünscht sie, daß die Stipendien nur auf Grund tüchtiger Leistungen verliehen werden." — Der nächste Antrag betraf das wirtschaftliche Gebiet. Er lautete „Die Hausgärten, soweit sie in der Besoldungsnote außer Ansatz gelassen sind, hat der Geistliche in Selbstbau zu nehmen, die Weinberge dann, wenn die örtlichen Verhältnisse es nicht gestatten, sie auf lange Pachtfristen zu verpachten, und zwar in diesem wie auch im Falle freiwilliger Selbstbewirtschaftung gegen einen nach Anhörung des Kirchenvorstandes, Dekanatsausschusses von dem Oberkonsistorium festzusetzenden Anschlagspreis. Seither mußte jeder Geistliche die Weinberge selbst bebauen. So war es manchem Pfarrer, der sich der Bewirtschaftung nicht selbst unterziehen konnte, unmöglich, eine Pfarrstelle in Rheinhessen anzunehmen. Dieser Antrag wurde mit Stimmenmehrheit angenommen. Die Kandidaten der Theologie können sich während der ersten fünf Jahre im Falle der Verheiratung der geistlichen Witwenkasse, zu der die definitiven Geistlichen keinen Beitrag zu zahlen haben, gegen Leistung eines Eintrittsgeldes von 200 Mk. anschließen. Pfarrer Wahl-Langen hatte beantragt, diese Bedingung aufzuheben, doch wurde sein Antrag abgelehnt. Da die hessische Landeskirche bei der geringen Anzahl

Theologiestudierender gezwungen ist, Nichthessen in ihren Dienst zu nehmen, ist folgender Beschluß von allgemeiner Wichtigkeit. 1. „Der Fakultätsprüfung vor der theologischen Fakultät der Landesuniversität zu Gießen wird die Fakultätsprüfung vor einer staatlich angeordneten Prüfungsbehörde innerhalb des deutschen Reiches, insoweit die Prüfung nach den für den betreffenden Staat geltenden Bestimmungen als Vorbedingung für den Eintritt in den Dienst der evangelischen Kirche angesehen wird, gleich geachtet. 2. Von dem Besuch des hessischen Predigerseminars kann der Kandidat durch das Oberkonsistorium ganz oder teilweise befreit werden, wenn er nach seiner Fakultätsprüfung eine andere ähnliche Anstalt besucht oder durch mindestens $1^1/_2$ jährigen Kirchendienst seine praktische Befähigung nachgewiesen hat. Anstellungsfähig sind solche Kandidaten, sobald sie noch mindestens zwei Jahre im Kirchendienst oder im Kirchen- und Schuldienst tätig waren. 3. Von der Schlußprüfung kann abgesehen werden, wenn der nichthessische Kandidat in einer anderen deutschen Landeskirche die Anstellungsfähigkeit erlangt hat. 4. Geistliche, welche in einer auswärtigen Landeskirche angestellt, oder welche in einer solchen anstellungsfähig sind und mindestens $3^1/_2$ Jahre im Kirchendienst oder im Kirchen- und Schuldienst tätig waren, können ohne die Erfüllung weiterer Bedingungen zu Ämtern in der hessischen Landeskirche berufen werden. Unter Umständen kann das Oberkonsistorium eine Unterredungsprüfung (Kolloquium) fordern und danach über die Zulassung entscheiden.

Der Vorsitzende des hessischen Landeslehrervereins, Oberlehrer Backes, hatte im Verein mit Kreisschulinspektor Pfaff den Antrag gestellt, jedem Organisten bei einmaligem Gottesdienst an Sonn- und Festtagen jährlich den Mindestgehalt von 200 Mk., bei zweimaligem den von 300 Mk. zu bewilligen. Die Gehaltserhöhung soll der Zentralkirchenfonds tragen. Trotzdem unter den Mitgliedern der Synode viele Neigung zur Bewilligung vorhanden war, wurde zuletzt doch der Antrag des Oberkonsistoriums, dessen Präsident die Kabinettsfrage gestellt hatte, mit 150 und 200 Mk. angenommen. Da der hessische Lehrerstand die Loslösung von der bestehenden Verpflichtung, viele Kirchenvorstände freie Wahl der Organisten ersehnen, scheinen trotz des diesmaligen Beschlusses die Verhältnisse auf eine Loslösung des Organistendienstes von den Schulstellen hinzuarbeiten. Übrigens wünschen viele Geistlichen ihrerseits auch von der Verpflichtung zur Übernahme des Vorsitzes im Lokalschulvorstand befreit zu sein und verlangen wenigstens die Möglichkeit einer Entscheidung, ob sie dies Amt annehmen wollen oder nicht, was ihnen bisher nicht freisteht.

Seit Jahren arbeitete Geh. Kirchenrat D. Köstlin unter Beihilfe mehrerer Ausschüsse an einem Kirchenbuch (Agende), das so eingerichtet ist, daß es Gebete, Liturgien usw. zur freien Auswahl bietet, so daß die lutherische wie die reformierte, die orthodoxe wie die liberale Richtung reichlich vertreten ist. Die Synode hat die Annahme der Arbeit genehmigt. Der Vorsitzende gab der Freude der Synode Ausdruck, daß das bedeutsame Werk zu allgemeiner Befriedigung abgeschlossen sei und dankt unter dem Beifall der Synodalen dem Verfasser und seinen Mitarbeitern; ihm schließen sich der Präsident des Oberkonsistoriums, Dr. Buchner, und Prälat Walz an. — Nach der Tagung der Synode erschien eine Abordnung der kleinen orthodoxen Partei in einer Audienz beim Großherzog, um den Lehrstuhl Kattenbuschs an der Landesuniversität für ihre Richtung zu fordern. Hoffentlich weist das Ministerium diesen Eingriff in die Wahlfreiheit der Fakultät energisch ab.

Nachrichten.

Allgemeines.

Eine Vereinigung der Freunde der „Christlichen Welt" hat sich gebildet, in losester Form, aber doch zu gemeinsamem Wirken, nicht mehr wie bisher nur zu gemeinsamer Freude am Blatt der „Christlichen Welt" und gemeinsamer Arbeit in dem Blatt und für das Blatt, sondern um von dieser Arbeit zusammengehalten Stellung zu nehmen zu Fragen des öffentlichen Lebens in irgend welcher Gestalt. Die Freunde sind am Werk, in einem kurzen Satz zusammenzustellen und auszusprechen, wer sie sind und was sie wollen. Mit dem allem ist notwendig verbunden eine Abgrenzung des Kreises derer, die nun diesem Satz zustimmen wollen, also bei losester Form eine Gruppenbildung innerhalb des öffentlichen Lebens. Das wird die auf der Rechten, also die Konfessionellen und Positiv-Unierten, wie die auf der Mittelpartei d. h. die Freunde, die um die deutsch-evangelischen Blätter weiland Professor Bevschlags sich scharen, das wird auch die Mitglieder der kirchlich-liberalen Partei und den Protestantenverein aus dieser neuen Gruppe ausschließen, denn wollten die Freunde nicht etwas besonders neues und anderes, so hätten sie wohl einer Gruppe sich anschließen können oder, wie es wohl bisher gewesen ist, ihre Mitglieder verstreut lassen können in allerlei Lagern. Ein Urteil über dieses Handeln steht natürlich uns nicht zu. Wie die Stellung der neuen Gruppe unter der alten sein wird, wird erst nach Veröffentlichung der Sätze zu beurteilen sein, die angeben werden, was das Gemeinsame dieses Kreises ist. Gesprächsweise hieß es, ob wohl auch ein Protestantenvereinler zu der Gruppe gehören könne? Ihm wird der Konflikt sich ergeben, wenn die Stellungnahme des Protestantenvereins eine andere sein wird in einem gegebenen Fall, als die der neuen Gruppe. Und warum sollte sich ein Mitglied des Protestantenvereins, das ja an diesem Anschluß hat, jener Gruppe anschließen? Das wäre zum mindesten wunderlich, weil entweder hier oder dort er das rechte Ziel und den rechten Weg sehen muß. Hoffen wir, daß die neue Gruppe eine fruchtbare Tätigkeit für das Leben in Kirche und Volk entfaltet. —

Der Berliner Missions-Frauen-Verein, Zweigverein des Allgemeinen ev.-prot. Missionsvereins veranstaltet einen Festabend am Dienstag, den 15. Dezember, Abends 8 Uhr in dem großen Saale der Hochschule für Musik, Fasanenstr. 1, Eingang Ecke Hardenbergstraße. Frau Jeannette Grumbacher-deJong wird die Weihnachtslieder von Cornelius zum Vortrag bringen. Chorgesänge werden ausgeführt durch Milglieder des Anna-Schultzen-Asten-Chors. Pfarrer Lic. Hackmann, 1894—1901 Pfarrer in Shanghai, der soeben von einer längeren Reise durch Ostasien zurückgekehrt ist, wird einen Vortrag mit Lichtbildern halten über: „Aus Ceylons vergangenen Tagen". In der Pause ist Gelegenheit zu Erfrischungen geboten. Eintrittskarten zu 3 Mk. sind beim Kastellan der Hochschule für Musik, Herrn Büthe, und abends an der Kasse zu erhalten. Alle Mitglieder und Freunde der Sache des Missionsvereins bitten wir um zahlreiche Beteiligung an dem Festabende.

Evangelischer Kirchenausschuß. Der am 10. November in Dresden unter Vorsitz von Oberhofprediger D. Ackermann zusammengetretene Deutsche Evangelische Kirchenausschuß beschloß in dieser seiner ersten Sitzung, eine Kundgebung über seine Bedeutung und seine Aufgaben an das deutsche Volk zu richten (siehe Hauptblatt). Ferner ward eine vorläufige Geschäftsordnung aufgestellt und beschlossen, die Wahl eines Vorsitzenden und seines Stellvertreters auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu setzen.

Protestantisches.

(Berlin.) Gegen den auch von uns erwähnten Erlaß des Oberkirchenrats zu den Rechten der Geistlichen, die an einer Kirche amtieren, hat der Gemeindekirchenrat von St. Georgen und der Neuen Kirche Einspruch erhoben. — Die Berliner Kirchenwahlen haben in diesem Jahr einen entschiedenen Fortschritt des kirchlichen Liberalismus gebracht. In sieben Gemeinden siegte die liberale Kandidatenliste. Bis auf zwei Gemeinden wurde

der liberale Besitzstand gehalten. Wir geben demnächst eine übersichtliche Zusammenstellung über den Stand der Parteien.

(Hamburg.) Zu Professor Ladenburgs Äußerungen hat im Hamburger Protestantenverein Professor Dr. Classen einen Vortrag gehalten über: „Naturwissenschaftliche Erkenntnis und der Glaube an Gott." Der Vortrag ist bei C. Boysen in Hamburg erschienen, vielleicht interessiert unsere Leser es, ihn zu lesen.

(Hannover.) Der hiesige Protestantenverein hielt am 15. November in der Aula des Georgsgymnasium eine gut besuchte Versammlung, in welcher Pastor Dr. Veeck aus Bremen einen Vortrag hielt über Religion und Wissenschaft. Der Vortragende suchte das Wesen von Religion und Wissenschaft zu bestimmen und erläuterte die mannigfachen Beziehungen zwischen beiden. Er schloß mit einem schönen Worte Useners, das auch hier seine Stelle haben soll:

„So gewiß es ein Gott des Lichtes und der Wahrheit ist, so gewiß üben wir echten und gottgefälligen Gottesdienst, wenn wir die Wahrheit auch der Religion, zu der wir uns bekennen, klären und reinigen von den menschlichen Gebilden, die sie verdunkeln. Wo es möglich ist zu wissen, da wird es unsittlich, sich auf Glauben und Meinen zu beschränken. Es ist schmerzlich, den himmlischen Bildern der Jugend zu entsagen, noch weit schmerzlicher, den Glauben anderer zu zerstören. Das will männlich getragen sein im Vertrauen, daß der göttliche Kern unserer Religion, befreit vom Menschenwerk der Dichtung und des Dogmas, kommenden reiferen Geschlechtern nur um so wirksamer sich erweisen werde als Quelle des Heils, als Schwinge der Erhebung zu Gott."

(Hannover.) Einen Blick in die herrschenden Zustände läßt die Notiz des Synodalberichts der 18. Bezirkssynode tun, in dem es nach dem „Hannoverschen Courier" (14. November, 1903) heißt, daß bei 117 Trauungen 84 Paaren die kirchlichen Ehrenrechte abgesprochen werden mußten.

Römisches.

Als neuer Nuntius in München soll nach authentischem Bericht vom Papst Msgr. Locatelli — der Deutsch versteht — bestellt worden sein.

Bauernburschenvereine will die römische Kirche in Bayern begründen — ein Plan, der wohl nicht allein der Wohlfahrt der Bauernburschen, sondern auch der der Zentrumswahlen dienen soll.

Religiöse Festgeschenke
in hübschen Einbänden aus dem Verlag von **Caesar Schmidt**, Zürich:

Kambli, Fromm und frei. Ausgabe für Jünglinge ℳ 5.70, für Jungfrauen ℳ 6.20.

Kambli, Freies Christentum. Religiöse Vorträge. ℳ 6.20.

Berchtold, Ein neues Buch vom wahren Christentum. 4. Aufl. ℳ 2.80.

Lang, Religiöse Reden. 2. Aufl. 2 Bände à ℳ 4.—

Lang, Stunden der Andacht. 2 Bände ℳ 12.40.

Lang, Religiöse Charaktere. ℳ 6.20.

Pflüger, Mod. Predigten, mit Portrait. ℳ 3.40.

Gellert. Geistl. Oden und Lieder, ℳ 2.—.

Lavater, Des Freundes Stimme. Mitgabe an Jünglinge. ℳ 2.—

Elternworte an teure Kinder. ℳ 4.—.

Als Weihnachtsgeschenk für Pfarrer und evangelische Familien empfiehlt sich
Adolf Bartels'
Martin Luther
Eine dramatische Trilogie.
Die beste deutsche Lutherdichtung.
Verlag von
Georg D. W. Callwey,
München.
Preis Mk. 4.—

Dr. O. Veeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. **Mk. 0.80.**
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Der heutigen Gesamtauflage liegt ein Prospekt der Firma Richard Wöpke, Leipzig bei, worauf wir unsere verehrten Leser aufmerksam machen.

In der evangelischen Pfarrgemeinde A. B. in Wien sind
2 Personalvikarstellen
zu besetzen.
Mit diesen Stellen sind folgende Bezüge verbunden:
1. Ein fester Jahresgehalt von 2400 Kronen.
2. Ein Quartiergeld von 600 Kronen.
3. Die Erteilung des Religionsunterrichtes wird besonders honoriert.

Gesuche sind einzureichen bis längstens 31. Dezember 1903.
Wien, Mitte November 1903.
Das Presbyterium der evang. Pfarrgemeinde Augsburger Bekenntnisses,
Wien, I., Dorotheergasse 18.

Freundliche Einladung zum Jahresfest
des Allgemeinen evangelisch-protest. Missionsvereins in Bremen, am Sonntag, 6. Dez., vorm. 10½ Uhr, in der St. Ansgariikirche. Erbauliche Ansprache: Pastor Burggraf. — Berichterstattung über das Fest. Rede des Pfarrers Munzinger aus Zweibrücken:
Der Kampf der Geister in Japan.

Der Christus der Geschichte
von **G. Längin.** Heidelberg, Evg. Verlag. ℳ 3.50. Aus Gemeindekreisen bezeugt, hier erst befreiendes Licht gewonnen zu haben.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 35.

Soeben erschienen!

Predigten in der neuen Kirche zu Berlin, gehalten von Pfarrer **D. Dr. P. Kirmß. Band II.** ℳ 5.—, gebunden ℳ 5.80.

Das Christusbild des urchristlichen Glaubens in religionsgeschichtlicher **Bedeutung.** Von Prof. **Dr. O. Pfleiderer.** ℳ 1.60.

Die Willensfreiheit Eine kritisch-systematische Untersuchung. Von **Dr. phil. Oskar Pfister.** ℳ 6.—

Drei ewige Lichter Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Als Gegenstände der Erkenntnis dargestellt von Prof. **Dr. A. Volliger.** ℳ 2.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie.
Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik:
Wilhelm Emmer,
Berlin 219, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Empfehlenswerte Geschenkwerke.
Aus dem Verlage von Carl Schünemann, Bremen.
Neu! Soeben erschienen:
Heimatbilder aus Niedersachsen.
I. und II. Serie. Mit je 16 Bildern auf Karton und künstlerisch ausgeführtem Titelblatt.
Preis pro Serie ℳ 4.—

Ich liebe Dich.
Gedichte von **Wilhelm Lobsien.** Mit Buchschmuck von **Th. Herrmann.**
Hochelegant geb. ℳ 4.—
Ein reizendes Weihnachtsgeschenk für unsere Kleinen:
Selige Zeit.
Alte und neue Kinderlieder. Gesammelt von **Wilh. Lobsien.** Mit Buchschmuck v. **Mary Freiin Knigge.**
Luxus-Ausgabe ℳ 3.—
Volksausgabe ℳ 1.25.
Dieses Buch ist von der Presse sowohl wie von den Jugendschriften-Kommissionen der deutschen Lehrerschaft als das beste Buch seiner Art anerkannt und empfohlen worden.

Spruchbuch
von Louise Kugler.
Zitate und Sentenzen aus den Meisterwerken deutscher Dichtung.
5. Auflage. Preis ℳ 6.—

Das Menschenherz.
Worte der Weisheit und der Liebe aus den Werken George Eliots. Gesammelt und übersetzt von **A. Rassow.**
Gebd. m. Goldschn., Preis ℳ 2.—
Verlag von Carl Schünemann,
Bremen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.